*Die Studierendenzeitschrift der Universität Regensburg ~ Ausgabe **14**, Januar 2013*

LAUT/SCHRIFT

Laotschrift

unter.druck.

campus store
REGENSBURG

EIN OFFIZIELLES LIZENZPRODUKT DER UNIVERSITÄT REGENSBURG ®

Die offiziellen Lizenzprodukte der Universität Regensburg gibt es exklusiv bei Bücher Pustet auf dem Campus oder über

www.campusstore-regensburg.de

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Druckfrisch hältst du die *Lautschrift* 14 in deinen Händen. Druckreif erscheint auch der Prozess zur Themenfindung dieser Ausgabe: Energisch hatten wir uns über Wochen mit dem Begriff *Energie* beschäftigt. Die Texte dazu haben sich aber meist mit Aspekten befasst, die uns einen anderen Schwerpunkt förmlich aufdrängten: *unter Druck* – und unter diesem Druck haben wir uns zu dem Schritt entschieden, das Titelthema zu ändern.

Unter Druck steht aber nicht nur die *Lautschrift*. Ein Paradebeispiel war in den letzten Monaten die Diskussion um das Semesterticket. Alle Seiten standen unter Druck: die Studierenden, die in der Vollversammlung eine einheitliche Entscheidung zu treffen hatten, der SprecherInnenrat, der sich dem Vorwurf ausgesetzt sah, das Ticket an die Wand zu fahren, die Uni und die Stadt, denen der Verlust eines Prestigeprojekts drohte, und auch die Bahngesellschaften und der RVV, die über das größte Druckmittel überhaupt verfügten: das Semesterticket. Druck ist allgegenwärtig in einer Gesellschaft, in der die verschiedensten Interessen um Macht und Einfluss ringen.

In unserem Titelthemablock berichten wir über den Konkurrenzdruck, den wir Studenten uns gegenseitig schaffen und den Druck, dem wir ausgesetzt sind, weil die Anforderungen an den Lebenslauf immer utopischer erscheinen. Dass Druck auch krank machen kann, hat eine Autorin erfahren, als sie sich mit dem Thema Burn-out beschäftigt hat. Um dem Unistress auszuweichen, entwickeln wir ganz unterschiedliche Strategien: *facebookst* du noch oder *guttenbergst* du schon? Zwei Texte befassen sich mit den Themen Prokrastination und Plagiat. Wir haben auch bei einem Politikwissenschaftler nachgefragt, welche Rolle der Druck in der großen Politik spielt.

Wie immer drückt aber nicht nur das Titelthema der Ausgabe seinen Stempel auf. Von den Socken gehauen hat uns die positive Resonanz zu unserer Umfrage »Wer ist wir?«. Über 3000 Studenten und Studentinnen haben 27 Fragen beantwortet, die es uns erlauben, ab Seite 35 ein Bild der Regensburger Studentenschaft zu zeichnen. An dieser Stelle auch noch einmal ein herzliches Dankeschön an alle, die an der Umfrage teilgenommen haben.

Die *Filmbühne* macht zu! Nicht nur für uns war es die Hiobsbotschaft des Semesters. Eine Hauptrolle in diesem Drama spielt ausgerechnet die Uni Regensburg. Unsere Autorin hat sich von der Betreiberin der *Filmbühne* und dem Kanzler der Universität die Situation schildern lassen und fragt sich: Verändert Regensburg sein Gesicht?

Definitiv verändert hat sich die Uni Regensburg im Laufe ihrer Geschichte. Zwei Monate hat unser Autor über die wilden Anfangsjahre recherchiert: Nach etlichen Stunden im Universitätsarchiv, Interviews mit Zeitzeugen, unzähligen Telefongesprächen und Emails bis nach Namibia stand am Ende ein solcher Berg an Material, dass die *Lautschrift* in der mehrteiligen Serie »In grauer Vorzeit« darüber berichtet. Teil I, »Wer hat Angst vorm roten Mann?« dreht sich um kreative 68er und einen Rektor, der die junge Uni landesweit in die Schlagzeilen brachte...

Auf den Spuren von Faust wandern sechs *Lautschrift*-Autoren: Dein Studium allein kann die Welt nicht erklären? Unsere Redakteure haben einfach mal für einen Tag den Stundenplan eines Kommilitonen übernommen. Ihre Erlebnisse kannst du ab Seite 50 nachlesen.

Ganz in diesem Sinne neuer Erfahrungen und Entdeckungen wünschen wir dir viel Vergnügen bei der Lektüre der neuen, 14. *Lautschrift*-Ausgabe! Also: Nimm's Heft und druck's da eini!

Christian Basl, Katharina Brunner und Moritz Geier
(Chefredaktion)

Inhalt

unter druck

Titelthema

Konkurrenz
So toll bin ich! Wie toll bist du?
Seite 14

Gespräch mit Politikwissenschaftler
»Vor den Studenten wird eine Drohkulisse aufgebaut.«
Seite 16

Umfrage
Und wo erfährst du Druck?
Seite 17

Plagiate
Führe uns nicht in Versuchung!
Seite 18

Erwartungsdruck
Businessplan Studium
Seite 20

Wohnungsnot
Home is where my Matratze is
Seite 22

Burn-Out
Kinder der Erschöpfung
Seite 24

Prokrastination
Drückeberger
Seite 26

unter uns

In der Uni

Lesen
Wenn Bücher auf Reisen gehen
Seite 27

Fotoserie
Shades of Grey
Seite 28

Umfrageergebnisse
Wer ist wir?
Seite 35

Lautschrift-Serie: In grauer Vorzeit
Wer hat Angst vorm roten Mann?
Seite 39

Fußballprofi im Interview
Mit 30 Leuten in der Vorlesung – vor 30 000 im Stadion
Seite 44

Neuer Rektor Udo Hebel
Leidenschaftlich rastlos, rastlos leidenschaftlich
Seite 46

Stundenplantausch
Das Faust-Experiment
Seite 50

Amnesty-Hochschulgruppe
Mission Menschenrechte
Seite 53

Tiere auf dem Campus
Uhus gegen Ungeziefer
Seite 56

Mensa-Führung
Studentenfutter
Seite 58

Seniorenstudenten
Oma an der Uni
Seite 60

Wirtschaftsstudenten
Lost in Betriebsblindheit
Seite 62

[lautschrift]

unter anderem

In der Stadt und in der Welt

ununterbrochen

Dauerbrenner

Filmbühne und Gentrifizierung
Stehlt Regensburg nicht seine Juwelen!
Seite 32

USA
»The Republican Party is too controlled by the religious right«
Seite 48

Studiengebühren
Zündschnur am Dauerbrenner
Seite 64

Ende einer Kneipe
Heimat, süße Heimat!
Seite 66

Fresseerklärung
Eine zitternde Hand voll Idealismus
Seite 6

Kürze mit Würze
Rubriken zum Schmökern und Schmunzeln
Seite 8

Platziert
Regensburger Lieblingsorte
Seite 70

Schreibwerkstatt
Die apokalyptischen Reiter
Seite 38
Kollegen im Hintergrund
Seite 54
Wie man mit dem Hammer philosophiert
Seite 55
Der moderne Dämon
Seite 68
Matadora
Seite 69

Impressum

CHEFREDAKTION
Christian Basl, Katharina Brunner, Moritz Geier

REDAKTION
Caroline Deidenbach, Anna-Lena Deuerling, Simon Feichtmeier, Ramona Friedl, Johannes Hofmann, Katharina Kleynmans, Sabrina Mönig, Christoph Pflock, Nikolaus Scherdjow, Michaela Schwinn, Raphael Waas, Pia Weishäupl, Julia Werner, Sebastian Wintermeier, Karina Woller

MITARBEIT
Bettina Brunner, Monika Buchmeier, Mirela Delic, Kathrin Desat, Marlene Fleißig, Andrea Haller, Franz Himpsl, Anne Kratzer, Alexander Lüttich, Lucia Mederer, Susanne Morisch, Nadja Neqqache, Clint Waters

HEFTGESTALTUNG
Christian Basl, Katharina Kleynmans

SCHLUSSLEKTORAT
Katharina Brunner, Moritz Geier, Caroline Deidenbach, Johannes Hofmann, Michaela Schwinn

TITELBILD
Pia Weishäupl

HERAUSGEBER
Studentischer SprecherInnenrat
Universität Regensburg
93040 Regensburg

KONTAKT
redaktion@lautschrift.org
www.lautschrift.org

DRUCK
Erhardi Druck GmbH, Regensburg

Fresseerklärung

Eine zitternde Hand voll Idealismus

Der Streit um das Semesterticket war eine Diskussion auf mehreren Ebenen. Neben dem reinen Sachkonflikt ging es um die Kompetenzen der studentischen Verhandlungsführer und die Frage, wie viel Idealismus Hochschulpolitik außerhalb des Elfenbeinturms verträgt. Im Internet brach währenddessen eine Metadiskussion aus, in der sich Regensburger über das Wesen der Studenten zankten.

Eine Analyse von Christian Basl.

Das Audimax bebt. Die Erregung lässt förmlich die Luft erzittern und findet ihren sichtbaren Ausdruck in der Hand von Ssaman Mardi, die wie ein Seismograph reagiert: Sie zittert heftig, umklammert seine zerknüllten Notizen, als der studentische Verhandlungsführer die Bühne verlässt. Die letzten Sätze seiner aufbrausenden Rede sind in tosendem Beifall untergegangen, nur ein Brocken ist noch deutlich zu vernehmen: »Die Frage ist letztendlich, ob die mit uns das machen können, was sie wollen!«

Es ist der 6. November, Vollversammlung an der Universität Regensburg wegen der vom RVV angekündigten Preiserhöhung des Semestertickets. Mardi schreitet an den vorderen Reihen vorbei, sein zornverzerrter Blick würdigt die Gäste in der ersten Reihe keines Blickes. Dieses bewusste Ignorieren gilt aber vor allem zwei der Anwesenden: Karl Raba, dem Geschäftsführer des RVV, und Bastian Goßner, einem Vertreter der *agilis* Bahnbetriebe. Zu sehr hatte er sich mit den beiden Firmen in den Monaten seit Mai herumgestritten, zu sehr haben sie seine Gerechtigkeitsvorstellungen infrage gestellt: *Die Forderungen der Bahnbetriebe an den RVV auf dem Rücken der Studierenden auszutragen! Dem schwächsten Glied in der Kette, das sich mangels Druckmittel nicht zu wehren können scheint!* Es ist genau diese Auffassung des Problems, die in Mardi eine idealistische Herangehensweise an die Verhandlung wachsen lässt; ein Idealismus, der seine Rede bestimmte, ihm den tobenden Applaus und sogar das Votum der Vollversammlung für die 59-Euro-Obergrenze bescherte.

Mardi hat am 6. November die gesamte Vollversammlung hinter sich – der studentische Konvent hatte sich bereits in seiner Sitzung am 17. Oktober geschlossen hinter die Arbeitsgemeinschaft RVV (RVV AG) gestellt. Diese wurde vom SprecherInnrat ins Leben gerufen, um im Namen der Studierenden die Verhandlungen mit den Bahngesellschaften zu führen. Mardi ist jetzt am Zenit seiner Karriere als Verhandlungsführer – kaum drei Wochen später werden er und seine Kollegen von der RVV AG dem Konvent Rede und Antwort stehen müssen.

Denn während Mardi und die RVV AG, hauptsächlich Bunte Liste, zu diesem Zeitpunkt bereits seit Monaten in den Verhandlungen stecken und mit dem normativen Idealismus nun die Politiker bewegen wollen, beginnen die Studierendenschaft und die anderen Hochschulgruppen erst allmählich, sich in die Materie einzuarbeiten. Bisher bezogen auch sie ihre Informationen hauptsächlich von Mardi, der im Vorfeld der Konventssitzung vom 17. Oktober offenbar ein Dokument mit allen relevanten nichtöffentlichen Informationen an die Konventsmitglieder versandt hatte. Doch mit der Vollversammlung steigt nun auch das Interesse der lokalen Medien an den Geschehnissen auf dem Galgenberg. Von nun an wird jedes Wort auf die Goldwaage gelegt; und die idealistische Verhandlungsdisposition der RVV AG findet im Presseecho kaum Zuspruch.

Eine tiefe Kluft zwischen Galgenberg und Stadt

So schallt der Ruf der Vollversammlung laut und lang vom Galgenberg herab, hinein in die Werkstätten und Wohnzimmer der Regensburger, wo das Votum der Vollversammlung kritisch beäugt wird. Denn während die Diskussion um das Semesterticket in den Wochen nach der Vollversammlung eine Geschichte wirrer Wendungen wird, so nimmt eine erschreckende Erkenntnis immer schärfere Konturen an: Die Kluft zwischen dem Galgenberg und der Stadt ist immens. Auf Internetseiten

entbrennen Stellvertreterkriege, deren Gegenstand sich bald vom Semesterticket selbst entfernt: Sie gipfeln in teils heftigen Auseinandersetzungen über das Klischee der *faulen, feierwütigen und überheblich-arroganten Studenten* – mit Beleidigungen von beiden Seiten. Die rund 400 Kommentare auf den Facebook-Seiten der *Mittelbayerischen Zeitung* und des *Wochenblatts* sind geprägt von Pauschalisierungen, Vorurteilen und Unverständnis auf der einen und Rechtfertigungen auf der anderen Seite. Der Tenor der Nicht-Studenten: Sollen sie neben dem Studium doch arbeiten gehen. Im Übrigen sei das Semesterticket im Vergleich zu den ›normalen‹ RVV-Kunden, wie Azubis und Arbeiter, doch eh geschenkt. In einem solchen Denkschema erweist sich die idealistische Haltung – in gewissem Maße durchaus wünschenswert – als kontraproduktiv: Der spontane Protest nach der Vollversammlung und die zwei Tage später folgende Aufforderung zur Demonstration liefern den Klischees neues Futter. In der Tat wäre es töricht gewesen, eine Preiserhöhung stillschweigend hinzunehmen, doch ein Idealismus dieses Ausmaßes hat die öffentliche Meinung verschreckt.

Die Einigkeit im Konvent bröckelt

In den Kommentaren der Studenten kommen unterschiedliche Meinungen zum Ausdruck. Dass man nicht feierwütig sei, dass das Studium hohe Kosten verursachen würde und man damit in keinem Vergleich zum bereits verdienenden Azubi treten könne, man aufgrund des hohen Zeitaufwands schwerlich noch arbeiten könne, darin sind sich alle einig. Doch während einige in der idealistischen Haltung beharren, führen andere eher pragmatische Gründe gegen ein teureres Semesterticket an: Grundsätzlich seien auch 72 Euro noch vergleichsweise günstig. Jedoch dürfe die ministeriell festgelegte Obergrenze von 63 Euro ja rein rechtlich gar nicht überschritten werden, da ansonsten mit der Klage eines einzigen Studenten das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz, dem rechtlichen Vertragspartner, in den finanziellen Ruin getrieben werden könne. Ein höherer Betrag hieße damit das Scheitern des Tickets – ein Argument, mit dem auch Mardi und die RVV AG den Konvent zur Einigkeit gebracht hatte.

Die Studierendenvertreter des RVV AG sind inzwischen ausgelaugt, schlafen kaum noch und wenn doch, dann tagsüber im AStA-Raum. Ein Scheitern des Solidarmodells scheinen sie inzwischen mit einem persönlichen Scheitern gleichzusetzen. Nachdem es nach der Vollversammlung für kurze Zeit danach ausgesehen hatte, als wäre das Semesterticket nun endgültig vom Tisch, hatte sich offenbar Landrat Herbert Mirbeth nochmals für einen Erhalt des Solidarmodells eingesetzt. So sitzen einige Mitglieder der RVV AG am Montag, den 12. November, bei Mirbeth und erarbeiten einen neuen Vorschlag: ein *Opt-In-Modell*, das die Trennung zwischen Vorlesungs- und vorlesungsfreier Zeit vorsieht. Und damit beginnt es im Konvent allmählich zu bröckeln: Am Mittwoch erteilt das bayerische Wissenschaftsministerium dem Argument der ministeriellen Obergrenze eine Absage: Diese sei nicht festgeschrieben, es liege einzig im Ermessen des Studentenwerks, diese einzuhalten oder nicht. Damit ist auch das Hauptargument von Mardi und Co. entkräftet, denn ein höherer Preis ist damit de facto nicht mehr ausgeschlossen. Zwei Tage darauf findet schließlich eine Pressekonferenz statt, in der die studentischen Verhandlungsführer gemeinsam mit Mirbeth das *Opt-In-Modell* als Vorschlag der Öffentlichkeit präsentieren. Die *Mittelbayerische Zeitung* titelt »Der Knoten ist geplatzt«.

Das bringt das Fass im Konvent zum Überlaufen: Der RCDS und die LAF/Jusos agieren pragmatisch; das einzige Ziel könne nur die Erhaltung des Tickets sein. Das *Opt-In-Modell* sei schon allein deswegen keine Lösung, weil sie insgesamt teurer wäre als das *72-Euro-Modell*. Sie schwören dem Idealismus von Mardi ab und gehen eine ungewöhnliche schwarz-rote Koalition ein, um den zu stoppen, der nach eigener Aussage inzwischen »lieber mit wehenden Fahnen untergehen« möchte. Die Zweckkoalition fühlt sich hintergangen, denn die Einberufung der Pressekonferenz sei ohne Konsultation des Konvents beschlossen worden. So werfen sie der AG RVV in einer außerordentlichen Konventssitzung am 20. November unter anderem vor, eine falsche Informationspolitik betrieben zu haben und wollen eine Neubesetzung der Arbeitsgemeinschaft. Sogar Rücktrittforderungen an Mardi stehen im Raum. Die Sitzung mündet in ein dreistündiges Politik-Kabarett, in dem die eine Seite versucht, die andere mit teils absurden Geschäftsordnungsanträgen zu blockieren. Das Ergebnis: Die nun aus RCDS, LAF/Jusos, BL und GHG besetzte und erweiterte RVV-AG wurde erst am Tag darauf vom SprecherInnenrat legitimiert, die Verhandlungen weiterzuführen und eine campusweite Abstimmung zwischen den Möglichkeiten *Opt-In*, *72-Euro-Modell* und *Abschaffung des Semestertickets* durchzuführen.

Am 29. November wird das Ergebnis bekannt: Die Mehrheit der Studierenden entscheidet sich – entgegen ihrem Votum in der Vollversammlung – für das *72-Euro-Modell*. Obwohl Gerlinde Frammelsberger, Geschäftsführerin des Studentenwerks, am 28. November in einer dreiseitigen Pressemitteilung noch betont hatte, dass das Studentenwerks diesem Vorschlag nicht zustimmen werde, beschloss der Aufsichtsrat am 13. Dezember schließlich, für das *72-Euro-Modell* den Vertrag zu unterzeichnen.

Es ist an der Zeit, die Klischees zu entkräften

Für das Solidarmodell hat die Diskussion ein Happy End genommen. Jedoch würde man an dieser Stelle alte Suppen wieder aufkochen, bewerte man schlicht das Ergebnis hinsichtlich seines Nutzens. Denn alte Vorurteile haben sich durch die zunächst idealistisch geprägte Diskussion verstärkt. Erschreckend, dass solche Klischees in derartiger Heftigkeit bestehen, in Zeiten, da die Bologna-Reform ihre Wirkung in Form von erhöhten Arbeitsaufwand und gestiegenem psychologischen Beratungsbedarf mehr als deutlich zeigt. Laut Umfrage der *Lautschrift* gehen 50 Prozent der befragten Studenten nicht öfter als einmal pro Woche feiern – ein Ergebnis, dass das Klischee des ›feierwütigen Säufers‹ mehr entkräftet, als eine sture und teilweise respektlose Arbeiter-Akademiker-Diskussion. Es wird Zeit, diese in mäßiger Weise zu entkräften - jenseits eines überzogenen Idealismus. Denn wenn der RVV nach dem Wintersemester 2015/16 mit einer erneuten Forderung kommt, so täte man gut daran, die öffentliche Meinung auf seiner Seite zu haben – als Druckmittel, denn materielle werden auch dann fehlen.

Das Semestermeter

Manchmal lasse ich meine Finger an ihr entlangleiten, so manche Narben und Dellen hat sie mit der Zeit bekommen. Sie ist kalt, als wäre sie tot.

Über 20 000 Menschen verkehren regelmäßig an der Uni. Sie stopfen rein und lassen raus. 6000 Essen werden an einem guten Tag in der Mensa verkauft, hunderte Leberkaassemmeln verdrückt. Dann warten sauber-schmutzige Toiletten, bei denen die Handtücher schon alle feucht sind, aber es zumindest immer Klopapier gibt.

Den Mythos »Sex am Uniklo« wollte das Magazin *Unicum* vor zwei Monaten suchen, gefunden hat es ihn nicht. Der Hausmeister einer großen Ruhrgebiets-Universität kennt aktuell keine Fälle von Sex auf dem Klo, heißt es. Sex in universitären Bedürfnisanstalten – nur Sprücheklopferei in den Kabinen.

Das Fleisch scheint schwach, aber der Wille wäre stark. Und so stalken bei Facebook seit Anfang des Jahres Tausende ein paar Dutzend Kontaktanzeigen aus dem Mikrokosmos Uni/Hochschule. Anonyme Gossip-Girl-Gerüchteküche paart sich mit charmanten, verzweifelten, sexistischen Druck-Ablass-Mitteilungen. Erfolgsquote? Wahrscheinlich irgendwo zwischen Sex auf der Uni-Toilette und der Chance auf warmes Wasser zum Händewaschen.

»Data journalism is like sex at university – everyone talks about it; few do it; fewer still do it well«, twitterte der Journalist Paul Bradshaw zu einem gänzlich anderen Thema.

Mehr Sex in der *Lautschrift* habt ihr bei der Umfrage »Wer ist wir?« gefordert. Sex, Drogen und ausgewählte Kurzgeschichten von russischen Autoren um 1900.

Manchmal lasse ich meine Finger an ihr entlangleiten, so manche Narben und Dellen hat sie mit der Zeit bekommen. Sie ist kalt, als wäre sie tot. Grau in grau steht unsere Alma Mater auf einer leichten Anhöhe. Hier gibt's nur *Shades of Grey*.

Katharina Brunner

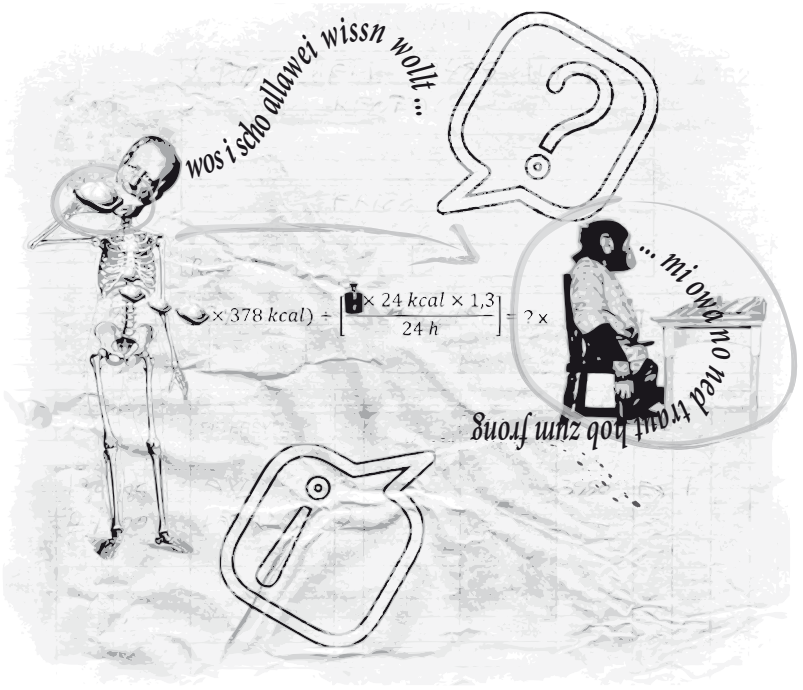
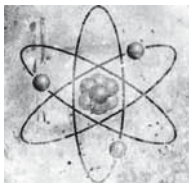


Illustration: Basl

»Wie viele Vorlesungen reicht eine Leberkaassemmel?«



Ramona Friedl hat nachgefragt bei : *Agnes Willjung, einer Ernährungsberaterin, die am Universitätsklinikum in Regensburg tätig ist*

»Eine durchschnittliche Leberkaassemmel, bestehend aus einer Semmel und einer 150-Gramm-Scheibe Leberkaas, hat 378 Kalorien.

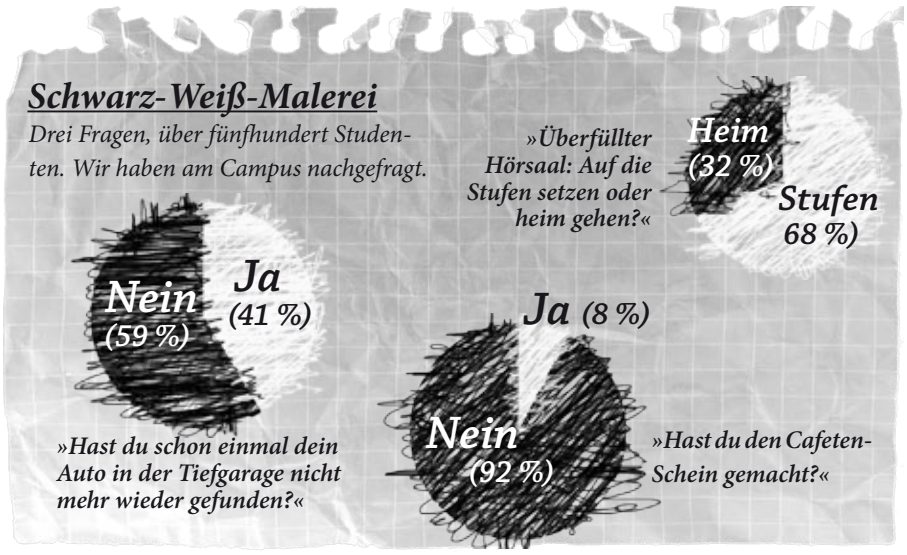
Gehen wir bei der Berechnung erst mal von einem männlichen Studenten aus, der 80 Kilo wiegt. Multipliziert man sein Gewicht nach einer bestimmten Formel mit 24 Kalorien und dann mit dem Aktivitätszuschlag von 1,3, der der körperlichen Tätigkeit während einer Vorlesung entspricht, ergibt sich ein Tagesbedarf von 2496 Kalorien. Runtergerechnet auf eine Stunde hat dieser Student einen Bedarf von 104 Kalorien.

Teilt man nun die 378 Kalorien unserer Leberkaassemmel durch eben diese 104 Kalorien pro Stunde, macht das 3,6 Stunden. Das sind exakt zwei Vorlesungen (inklusive einmal sechs Minuten überziehen) und die 30-minütige Pause zwischen den Veranstaltungen.

Bei Frauen reicht die Leberkaassemmel länger. Bei einem Gewicht von 55 Kilo kann man sogar satte dreieinhalb Vorlesungen überstehen.«

Schwarz-Weiß-Malerei

Drei Fragen, über fünfhundert Studenten. Wir haben am Campus nachgefragt.



In die Kugel geschaut

Seit Silvio Berlusconi zusammen mit Wladimir Putin die Welt – also China, das nach der Fusion mit Facebook alle Kontinente aus der Schuldenkrise herausgekauft hat – regiert, ist Schluss mit *Bunga Bunga*. Politik muss gemacht werden. Das Kyoto-Protokoll, das im Jahr 2014 durch den Zusatz »Sushi für alle« als neues Grundgesetz anerkannt wurde, wird stetig von den separatistischen Bewegungen von Irland, dem von Katalonien annektierten Spanien und Bayerns angefochten. Zudem sind die Probleme von Kaiser Berlusconi finanzieller Art.

Um das Ozon- und das Haushaltsloch in einem Zuge zu stopfen, diskutieren die G2 über Möglichkeiten, Staatsbürger zu enteignen und ihre Vermögen in die Forschung zu investieren. Diese hat derweil ein Mittel entdeckt, das sowohl Krebs als auch schlimme Faltenbildung kuriert: ein Konzentrat aus Brokkoli und Blattspinat – leider nur zur oralen Einnahme, weshalb die Kindersterberate noch immer sehr hoch ist. Da diese beiden Gemüsesorten ob der steigenden Nachfrage zusehends teurer und seltener werden, entbrennt ein Streit zwischen Kranken und Alten – angeführt von den jeweiligen Köpfen der Lager: dem durch das grüne Mittel wiederauferweckten und unsterblich scheinenden Johannes »Hulk« Heesters auf der einen Seite, und einem taufrischen Mick Jagger mit pubertären Pickeln auf der anderen. Die Situation eskaliert während der Premiere von »Saw 4D – Endgültige Vollendung«, als der Tweet Jaggers »cancer-twit go home, leaf spinach alone« einen derartigen Shitstorm auslöst, dass das Internet und das Stromnetz gleichzeitig zusammenbrechen. Kaiser Berlusconi, völlig außer sich, dass sein gesamter Hologrammharem an downgeloadeten Frauen zusammen mit allen digitalisierten Folgen seiner Liebslingsserie »The Saturn-Sopranos, Gangsters in Space« auf einmal verschwunden ist, kann nur froh sein, dass eine Neuberechnung des Weltuntergangs durch Hinzuziehen verschiedener Faktoren zum Mayakalender (Genfer Atomreaktor, Pest und Cholera, Italopopsongs) die Apokalypse neu datiert hat. Nämlich auf morgen, den Geburtstag des aktuellen Papstes, Missy Elliott.

Marlene Fleißig

~ veni, vidi, what the fuck? ~

Zug. Im *agilis* Richtung Neumarkt, 13 Uhr. Eine etwa 15-jährige Jugendliche diskutiert per Handy lautstark mit ihrer Mutter über das Mittagessen: »Was ist denn zur Auswahl? … Nein, Spinat ess' ich nicht, Spiegelei ess' ich nicht und Quiche mag ich auch nicht, außerdem ist das 'ne Vorspeise! … Mama, du wirst doch wohl was daheim haben, was Kindern auch schmeckt!« Schließlich spricht das Mädchen ein Machtwort: »Ich will jetzt, dass in zwanzig Minuten, wenn ich heimkomm', das Essen auf dem Tisch steht – sonst fahr' ich zurück nach Regensburg und kauf' mir da was!«

Lucia Mederer

Linienbus 1. Im Bus auf dem Weg zum Bahnhof. Auf den Plätzen vor mir sitzen zwei Jungs, etwa 13 Jahre alt. Einer der beiden beschwert sich, dass er mit Latein als zweiter Fremdsprache eine schlechte Wahl getroffen habe. Der andere entgegnet ihm, dass ihm die Wahl nicht schwer gefallen sei. Für ihn habe schon immer festgestanden, dass er Französisch wählen würde, da er dann am Schüleraustausch in Frankreich teilnehmen könne. Darauf wirft der Lateiner ein, dass er auch wegen des Schüleraustausches Latein gewählt habe. Der Franzose fragt mit hochgezogener Augenbraue: »Und in welchem Land willst du diesen Austausch machen?« Der andere: »In Lateinamerika.«

Kathrin Desat

Linienbus 2. Ich sitze hinter einer plaudernden Gruppe älterer Damen. Alle tragen Dauerwelle und Baskenmütze. Eine der Frauen, die etwas separat von den anderen einen Gangplatz belegt, steht auf und sagt: »Jetzt muss ich mal kurz in die Höh', der junge Mann neben mir will aussteigen.« Die Person neben ihr – korpulent, kurze schwarze Haare, Hoody – steht auf, schüttelt den Kopf, wirft der alten Dame einen verächtlichen Blick zu und faucht: »Ich bin eine Frau!«

Pia Weishäupl

»Geht's noch ?!«

DEUTSCHTE BIB-TOURISTEN. Erst zehn Uhr vormittags und kein einziger Spind mehr frei. Dafür drängen sich Horden arbeitswütiger Studenten durch das vom Bibliothekspersonal bewachte Nadelöhr und belagern die Bildungsschmiede. Rucksack und Jacke müssen unbewacht zurückbleiben, da hilft alles nichts, doch wo soll hier noch Platz für Unterlagen, Bücher und Laptop sein? Wie die Liegestühle am Strand von Rimini sind die besten Plätze schon besetzt, mit mobilen Klapprechnern statt Handtüchern abgedeckt – und zu allem Überfluss: Von den Besetzern ist weit und breit nichts zu sehen. Kaum ist dem Ärger Luft gemacht, bekommt man den *furor teutonicus* auch schon zwischen den Bücherregalen zu spüren, wo die von einem selbst benötigten Werke zwar schon wieder von irgendeinem Bib-Terroristen okkupiert werrden, dafür jedoch der »private Semesterapparat« des nächsten hier marodierenden Kollegen hinter Goethes Gesammelten Werken zum Vorschein kommt. Typisch deutsch: einfach mal besetzen, egal ob Liegestühle, Bücher oder Nachbarländer!

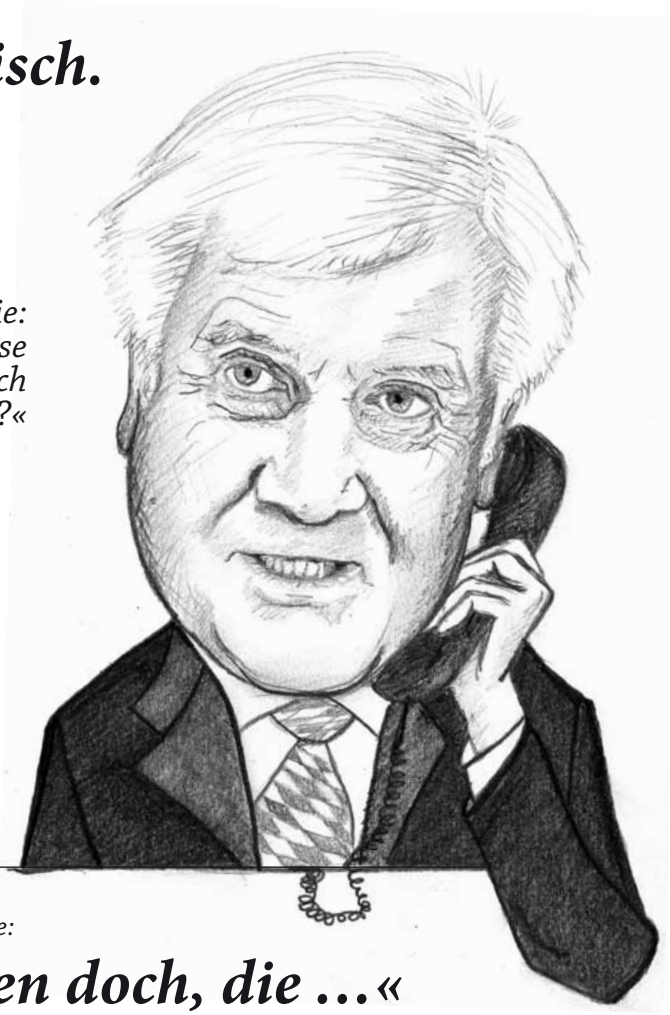
Nikolaus Scherdjow

MÜLLHALDE CAFETE. Ich will mein Handy aus der Tasche holen, als ich etwas Weiches an meinem Ellbogen spüre. Bräunlich-gelb hängt es am Pullover. Noch während ich fluche, erblicke ich das Gesamtwerk: Neben dem Pappteller – die Färbung lässt auf Senf-Konsum vor Stunden schließen – sind fünf Kaffeebecher drapiert, drei gestapelt, zwei fein-säuberlich in ihre Einzelteile zerfetzt, einer davon sogar recht geschickt zu einer Spirale. Ein Cafetenschein-Trupp hat seine Vernissage gefeiert und eine Braunglas-Installation hinterlassen. Das Stillleben garnieren drei benutzte Taschentücher. Es sieht aus als wäre ich in einem Museum gelandet. Der Senfothek für Moderne Sauerei. Dreckschweine, elendige!

Katharina Brunner

Lautmalerisch.

»Ich warne Sie: Wollen Sie diese Karikatur wirklich veröffentlichen!?«



Karikatur: Moritz Geier

Internationale Unibräuche:

»Die spinnen doch, die …«

… Iren: Panik vor dem Torbogen

Selbst der kühlste Rechner verfällt in spirituelle Prüfungsesoterik, wenn er – bewaffnet mit der Glückstaschenuhr des Urgroßvaters und seinen Glückssocken an den Füßen – festen Schrittes den Klausurraum betritt. Um von Misserfolg verschont zu bleiben, gehen die Studierenden des Trinity College in Dublin da sogar noch einen Schritt weiter – oder halt, sie versuchen diesen gerade zu vermeiden: den Schritt durch den Torbogen eines 160 Jahre alten, 30 Meter hohen Glockenturms nämlich, der sich auf dem Collegecampus befindet. Einem alten Aberglauben gehorchend , laufen die Studierenden niemals unter dem sogenannten *Campanile* hindurch – zumindest nicht, während die Glocke schlägt. Denn andernfalls werden alle folgenden Prüfungen bis hin zum Examen kategorisch nicht bestanden, so der Brauch. Die armen Seelen, die das Glockengeläut unterm Torbogen erwischt, können sich also jeden weiteren Lernaufwand sparen – es empfiehlt sich, zum nächstmöglichen Termin die Uni oder das Studienfach zu wechseln. Wer dem Glauben fest verfallen ist, lässt den Weg durch den Turm besser auch bei friedlicher Stille sein. Schließlich ist die Schlagfrequenz der *Campanile*-Glocke mit der einer katholischen Dorfkirche zu vergleichen – schon mancher wurde überrascht, als er den Weg zur Bibliothek abkürzen wollte. Übrigens: Eine methodengerechte Studie über die Kausalität zwischen Prüfungsergebnissen und Campus-Route hat das Trinity College bislang nicht hervorgebracht. Das mag am Mangel an bereitwilligen Probanden liegen.

Foto: Memorino

Sebastian Wintermeier

Lautlose Lyrik.

A Cathedral of Nature

The sounds of the city
cannot pierce the
cathedral's columns,
their bases buckling

from the effort.
The eaves of leaves
shudder above, their
limbs crawling with

living creatures that I
cannot see from the
ground, but watch over
me all the same.

The air glows green
with slanted light
striking the stained-glass
panes of chlorophyll

as I walk along the
hedgerow pews, having
impure thoughts of you
at the sight of

lazy heads lolling in
their lover's lap, hair
brushed back and lips traced
with careful, calloused fingers.

Imagine us kneeling
behind trees, praying to
the holiness inherent
in muscles and mouths.

The trunks tremor with
tumors, as if the city
has finally gotten under
their scaly skin.

I know how they feel.

Clint Waters

Der Amerikaner Clint Waters kommt aus Kentucky und hat im Sommersemester 2012 in Regensburg Deutsch studiert. In der letzten Lautschrift erschien sein Gedicht »The Altstadt, You Whore«.

Foto: Moritz Geier

Foto: Pia Weishäupl

unter druck

Nadja Neqqache beobachtet das Konkurrenzverhalten unter uns Studenten

Julia Werner wundert sich über all die Zusatzausbildungen, die Studierende ganz nebenbei noch machen sollten

Franz Himpsl sinniert über die Versuchung des Plagiierens

Susanne Morisch brennt darauf zu erfahren, warum Burn-out auch unter Studenten zunimmt

Sabrina Mönig begleitet Studenten aus dem Matratzenlager in die erste eigene Wohnung

Anna-Lena Deuerling nimmt das Phänomen Prokrastination unter die Lupe

Mirela Delic hat sich mit einem Politikwissenschaftler über Druck in Politik und Gesellschaft unterhalten

TEXT Nadja Neqqache

So toll bin ich! Wie toll bist du?

Illustration: Christian Basl

Es ist ein entspannter Herbstmorgen, als Ina verträumt und friedlich am Fensterplatz im Bus sitzt und durch die Scheiben ihre Kommilitonin Lara an der Haltestelle stehen sieht. Ein leises »O Gott« enthuscht ihr, sie steht schnell auf, setzt sich mit dem Rücken zur Tür und steckt ihre Nase tief in das Skript, das aufgeschlagen auf ihrem Schoß liegt. Und trotzdem, keine halbe Minute später, ruft von hinten jemand durch die Menschenmenge: »Hey, Ina! Mensch, lange nicht mehr gesehen!«

Eine Begegnung mit Lara ist wirklich das Letzte, was Ina an diesem Morgen gebrauchen kann. Jetzt geht es los: die Fragen nach dem Studium, das Reden über Noten, das Lästern über Kommilitonen und Dozenten – und das um acht Uhr morgens. Ina will doch gar nicht wissen, welche Bekannte gleich zwei Jobangebote von Topunternehmen hat. Sie will auch nicht über ihre Noten reden oder die Verlaufsplanung ihres weiteren Werdegangs in Stichworten referieren. Sie will, bitte schön, einfach im Bus sitzen und ihr Skript durchgehen. Doch schon im nächsten Moment stellt Lara mit Begeisterung in den Augen die unheilvollste aller Fragen: »Und, was machst du so momentan?«

»Was macht das Studium so?«: Die Floskeln kennt jeder

Also erzählt Ina alles, vom Praktikum bei einer renommierten deutschen Tageszeitung, von ihrer freien Mitarbeit im Anschluss, von ihren Plänen für das Masterstudium in Wien. Und Lara erzählt auch alles, weil Ina sie im Gegenzug danach

Das Abi in der Tasche, die Zusage für den Wunschstudiengang im Briefkasten. Für die meisten bedeutet das: raus in die Welt, ins eigene Leben – Studentenpartys hier, neue Freundschaften da. Doch die Realität zeigt manchmal ein ganz anderes Bild: An der Uni beherrschen heute allzu oft Neid und Konkurrenzdenken den Alltag.

fragt, aus Höflichkeit. Und somit wird an diesem Morgen in Regensburg jeder im Bus Zeuge eines Gesprächs, in dem sich zwei jungen Frauen gegenseitig mit dem Inhalt ihrer Lebensläufe bombardieren wie Bewerber in einem Vorstellungsgespräch: meine Note, mein Praktikum, meine Zufriedenheit. Und deine?

Als Student kennt man die Floskeln, mit denen solche Gespräche geführt werden, sie sind ein Code, eine Art Geheimsprache, die jeder Eingeweihte auf Anhieb versteht. »Und, was macht das Studium bei dir so?« ist wohl die Standard-Floskel. Oder, kurz vor Beginn der Semesterferien: »Na, wo machst du in den nächsten Wochen Praktikum?« Oder, für die ganz Subtilen: »Ach, du hast ja sowieso immer eine Eins!« – womit sie die folgende Antwort provozieren wollen: »Aber bei dir läuft es doch auch super!« Solche Unterhaltungen sind nichts Bösartiges, sie haben nicht immer unbedingt mit Neid zu tun oder mit Angeberei. Sie sind die Aufforderung für einen Tauschhandel á la 2012: Sag mir, was du hast, dann sage ich dir, was ich habe, und wir bekommen beide eine Antwort.

Das ständige Vergleichen ist wie eine Droge

Hört man Ina und Lara zu, wie sie im Bus miteinander reden, könnte man meinen, die Studenten in Deutschland seien in einem Konflikt gefangen, der sie zum Vergleichen zwingt. Beruf Student, ein seltsamer Zustand. Es gibt den Druck, gut zu sein, den gab es auch schon immer. Aber es gibt niemanden, der einem sagt, ob man selbst gut genug ist. Man bekommt Noten, aber man weiß eigentlich nicht genau, was diese Noten bedeuten. Man bekommt Lob vom Professor, aber man weiß, es gibt Professoren, die loben alle, und Professoren, die loben keinen, und wieder muss man Kommilitonen fragen: »Was hat er zu dir gesagt? Mir hat er eine Stelle als studentische Hilfskraft angeboten. Dir auch?«

Manche Studenten empfinden so viel Unsicherheit, dass sie Informationen über ihre Kommilitonen konsumieren wie andere Rauschmittel. Sie wollen wissen, wo die anderen stehen, um herauszufinden, wer sie selbst sind. Und wie jede Droge hat dieser Vergleichswahn seine Schattenseiten. Eine repräsentative Umfrage der Universität Konstanz hat ergeben, dass jeder fünfte Student unter dem Konkurrenzdruck leidet. Fünf Prozent bereitet diese Konkurrenz sogar »große Schwierigkeiten« – insgesamt sind es über 420 000 Studenten in Deutschland, denen Gespräche wie das zwischen Ina und Lara zum Hals raushängen.

Noten sagen nicht, wer man ist

Doch der Alltag an deutschen Unis macht es nicht leicht, diese Leistungskultur und Konkurrenzsituation einzudämmen. 200 Studenten sitzen im Hörsaal und lauschen den Worten des Professors. Er schaut sie an und kennt vielleicht 30 von ihnen mit Namen. Die anderen, die 170 anonymen Gesichter, kommen ihm vor wie Passanten in der Fußgängerzone. Sie stehen für jenes Phänomen, das man als Massenuniversität bezeichnet. Die Dozenten haben keinen Schimmer, was diese Studenten leisten oder nicht, sie kennen sie eigentlich gar nicht. Und genau das ist das Problem: Die Studenten bekommen keine Rückmeldung darüber, wie gut sie sind. Sie werden alleingelassen. Also beginnen sie, sich gegenseitig zu vergleichen.

Gewiss, es gibt Noten, aber Noten allein geben keine Antwort auf die Frage, wer man ist. Dafür muss man sein Gegenüber, die Konkurrenz, kennen. Also versuchen die Studenten, sich ihre Fragen gegenseitig zu beantworten, im Bus, in der Mensa und auf Semesterpartys. Sie tuscheln und tratschen, Lisa hat eine SHK-Stelle bekommen, Tom hat schon zwei Auslandssemester, Tobias wurde vom Professor in die Sprechstunde eingeladen. Und was habe ich? Was sind meine Stärken? Gehöre ich zu den Guten? Oder wird man einmal sagen, ich sei im Vergleich zu den anderen ein Versager gewesen? Am Ende entsteht unter den Studenten ein Vergleichsdruck, den es nicht geben würde, wenn die Professoren jedem Einzelnen sagen könnten, wie gut er wirklich ist.

Doch es sind auch, oder vor allem, die Studenten, die an ihrem Verhalten etwas ändern müssen. Nächster Halt: Universität. »Gott sei Dank«, denkt Ina. Sie kann es kaum erwarten, diesem Kreuzverhör zu entkommen. »Ach Ina, war schön dich mal wieder getroffen zu haben. Lass uns doch mal nen Kaffee trinken gehen«, mit diesen Worten verschwindet Lara im Studentengetümmel. Und dann, ganz plötzlich, spürt Ina etwas. Sie ist traurig und es tut ihr Leid, dass sie so unfreundlich war. Eigentlich mag Ina Lara ja auch. Früher hatten sie sich doch immer so gut verstanden. Früher, in der Schule, als es noch um mehr als Konkurrenz und Neid ging. Als man noch echte Freunde hatte. Ina packt ihr Skript in die Tasche und tippt schnell eine SMS. »Hey Lara, das mit dem Kaffee ist eine tolle Idee. Wie wär's morgen Nachmittag?«

»Vor den Studenten wird eine Drohkulisse aufgebaut«

Druck ist elementarer Bestandteil einer streitbaren Demokratie. Doch Politiker – wie auch Studenten und Professoren – müssen lernen, Druck auszuhalten, sagt Dr. Alexander Straßner, Dozent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Regensburg. Ein Interview über Druck in Politik, Gesellschaft und Studentenleben.

Herr Straßner, welche Art von Druck herrscht in einer Demokratie wie Deutschland?

Druck ist Teil unseres gemeinsamen Zusammenlebens, denn Konflikte sind der Wesenskern von Demokratien. Eine Gesellschaft ist ein hochgradig heterogenes Gebilde, in dem sich zahlreiche unterschiedliche Interessen manifestieren. In Parteien, Verbänden, Bürgerinitiativen und Vereinen werden sie organisiert mit dem Versuch, sie durchzusetzen. Dieser Prozess produziert ganz automatisch Druck. Somit ist Druck in einer pluralistischen Gesellschaft etwas ganz Normales und sogar dringend notwendig.

Kann sich dieser Druck auch negativ auf Teile der Bevölkerung auswirken? Immer mehr Menschen spüren beispielsweise Existenzdruck und haben Angst vor sozialem Abstieg …

Die Armutsberichte der Bundesregierung bestätigen, dass es immer schwerer wird, sich »nach oben« zu arbeiten. Das erhöht wiederum den Druck auf die politischen Eliten, zu handeln und die Situation zu ändern.

Ein konkreter Blick in den Politikbetrieb: Welchen Druck müssen heutige Politiker aushalten?

Sie spüren Handlungsdruck von Seiten ihrer Klientel, gegenüber dem Gemeinwohl tätig zu werden, um gesellschaftliche Probleme zu lösen. Für heutige Politiker birgt vor allem eines eine große Herausforderung: Entscheidungsdruck auszuhalten. Schnell zu reagieren ist verlockend. Es herrscht der Glaube, dass man Stärke demonstriert und ein rasches Handlungsrepertoire aufweist. Sehr häufig aber erweisen sich Entscheidungen, die bedachter getroffen wurden, als die besseren.

Muss aber in Krisenzeiten nicht besonders schnell agiert werden? Können sich Politiker eine lange Entscheidungszeit überhaupt leisten?

Dozent Straßner / Foto: Delic

Medien, Lobbyisten und die Opposition üben Druck aus. Natürlich neigt manch ein Politiker dann zur populistischen Forderung »Griechenland muss raus!« und hofft auf ein kurzfristiges Meinungshoch. Aber der Großteil der seriösen Entscheidungsträger besitzt den politischen Sachverstand, um zu wissen, dass sich das Problem nicht auf die Schnelle lösen lässt.

Wir müssen den Politikern also nur mehr Zeit lassen …

Wir sollten es als Stärke und nicht als Manko auffassen, wenn jemand sagt: »Das wird ein langer Weg, den müssen wir gehen, aber gemeinsam schaffen wir das.«

Sie sind Experte in der Terrorismusforschung: Droht der Bundesrepublik Druck durch eine mögliche zunehmende Radikalisierung?

Wir sind viel zu sehr auf den islamistischen Terrorismus fokussiert. Dieser ist allerdings kein religiöser Konflikt, sondern ein rein sozialer. Terrorismus hat seine Ursache immer in sozialen oder ökonomischen Ungleichgewichten. Es wundert mich, dass es in Deutschland noch keine neuen linksextremistischen Organisationen gibt, die versuchen, den Kapitalismus aus den Angeln zu heben. Die vorhandenen sind alle in den Kinderschuhen geblieben, denn ihnen mangelt es an Organisationsfähigkeit.

Haben Sie das Gefühl, dass der Druck für Studenten zugenommen hat?

Ja, ganz enorm. Im Vergleich zu meiner Universitätszeit wird gegenüber den Studenten eine Drohkulisse aufgebaut. Wo das Ganze herkommt? Der Wirtschaft wäre es am liebsten, wenn die Absolventen 22 bis 23 Jahre alt wären, zwei Studiengänge hinter sich hätten, drei Jahre Auslandserfahrung. Das ist aber nicht zu leisten. Diesen Druck müssen heutige Studenten aushalten. Mir geht es in meinen Kursen vor allem um Charakterformung und Herzensbildung. Ein Ziel ist, dass am Ende des Bildungsprozesses ein charakterlich starker Mensch steht.

Druck in verschiedensten Facetten – wie gehen Sie damit um und können Sie den heutigen Studenten etwas mit auf den Weg geben?

Studenten sollten sich nicht ernster nehmen als es notwendig ist. Auch über sich lachen zu können hilft, mit Druck umzugehen (*lacht*). Behutsam und pflichtbewusst seine Aufgaben zu erfüllen, aber gleichzeitig zu wissen, dass die wichtigsten Dinge zu Hause passieren und Gesundheit das Wichtigste ist. Alles andere lässt sich auf die eine oder andere Weise regeln. Wer das als Maxime versteht, kann das Leben zu einer ganz ordentlichen Veranstaltung machen.

Interview: Mirela Delic

Und wo erfährst **du** Druck?

»In der Prüfungsphase habe ich Druck von mir selbst aus.« *(Marcel, BWL)* / ***»Klausuren machen Druck zum Lernen.«*** *(Andrea, Erziehungswissenschaften)* / ***»Ich spüre vor Referaten den Zeitdruck. Den brauche ich aber auch, um anzufangen.«*** *(Sabrina, Lehramt Grundschule)* / ***»Vor dem Fußballspiel macht der Trainer Druck zum Trainieren.«*** *(Artur, BWL)* / ***»Man bekommt Druck vom Vorgesetzten, seine Leistung zu erbringen.«*** *(Johannes, Sport)* / ***»Ohne Druck stehe ich morgens gar nicht erst auf.«*** *(Wolfgang, BWL)* / ***»Druck macht man sich selbst vor den Klausuren.«*** *(Sarah, Pharmazie)* / ***»Ich spüre den Druck, endlich mal mit dem Studium fertig zu werden.«*** *(Johannes, Mathematik)* / ***»Ich verspüre den Druck, finanziell unabhängig zu sein.«*** *(Sebastian, Politik)* / ***»Man hat in der Uni Druck vor den Prüfungen. Das ist für mich aber nicht wirklich Stress.«*** *(Hans, Deutsch-Geschichte)* / ***»Man spürt den Druck von Kommilitonen. Ich studiere Medizin, dort sind alle sehr perfektionistisch.«*** *(Michelle, 18)*

»Mich setzt die Bafög-Verordnung, nur einmal den Studiengang wechseln zu können, unter Druck.«

Martin (19), Maschinenbau

»Ich mache mir Druck, um mich selbst nicht zu enttäuschen. Um andere geht es da nicht.«

Nadja (21), Medienwissenschaft

»Klausuren setzen mich unter Druck.«

Andi (21), Latein-Religion

»Druck ist künstlich erzeugt – ich brauche ihn vor allem im geschäftlichen Bereich.«

Florian (24), Wirtschaftsinformatik

»Vor den Feiertagen verspüre ich den Druck, es allen recht zu machen.«

Tom (20), Südosteuropastudien

»Ich stresse mich eher, wenn ich Druck von außen bekomme.«

Simon (23), Chemie

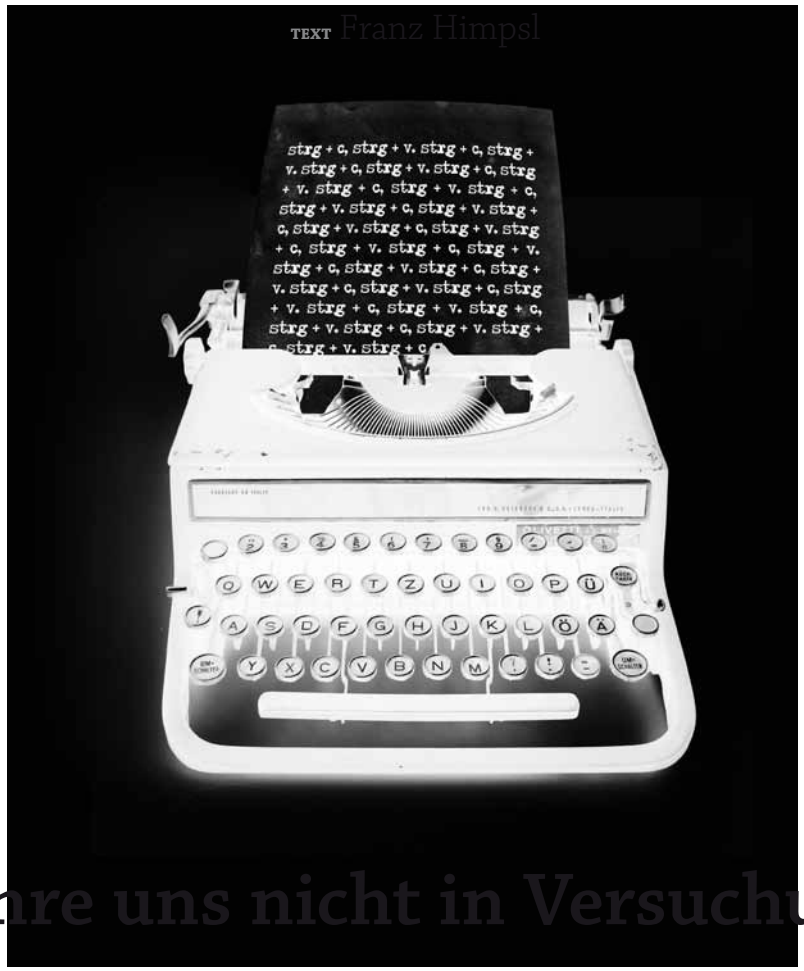
»Wenn ich Leistungen erbringen muss, die andere von mir fordern, brauche ich Druck.«

Sebastian (23), Lehramt Hauptschule

»Ich mache mir selbst Druck, um das Bestmögliche aus mir herauszuholen.«

Christoph (19), BWL

Umfrage und Fotos: Julia Werner und Pia Weishäupl



Führe uns nicht in Versuchung!

Seit dem Guttenberg-Skandal häufen sich die Berichte über akademische Plagiate. Daraus spricht weniger ein Sittenverfall als eine große Verunsicherung, zumal Plagiieren noch nie so einfach war wie heute. Stehen Wissenschaftler und Studenten so unter Druck, dass sie den Verführungen der fremden Federn immer öfter erliegen?

In der letzten Ausgabe der *Lautschrift* beschäftigte sich Christoph Pflock mit dem Thema Ghostwriting (»Wenn Geld schreiben lernt«, *Lautschrift 13*). Warum nur, fragte er sich, sind so viele Studenten bereit, sich gegen Cash die eigene Arbeit von einem anderen schreiben zu lassen? Christoph vermutete, dass der mit der Bologna-Reform gestiegene Druck auf die Studenten eine Rolle spielen muss: Wo Masterplätze rar sind und dem Notenschnitt große Bedeutung beigemessen wird, steigt wohl auch die Bereitschaft, sich die Eins vor dem Komma mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, notfalls auch illegalen, zu erkämpfen.

Aber ist damit schon alles gesagt? Und wie lässt sich dann erklären, dass auch Doktoranden, die vor der Bologna-Reform ja weitgehend verschont blieben, sich bei ihren Dissertationen überraschend oft mit fremden Federn schmücken?

Wenn im akademischen Bereich fremdes Gedankengut als das eigene ausgegeben wird – ob es sich dabei nun um Ghostwriting oder um ein gewöhnliches, selbst erstelltes Plagiat handelt –, dann ist das kein rein innerakademisches Problem. Es ist vielmehr ein Phänomen, das man vor dem Hintergrund eines allgemeinen Kulturwandels betrachten kann. In einer Zeit, in der »sharing« das Gebot der Stunde ist und es sogar eine eingetragene Religionsgemeinschaft gibt, die »copy & paste« zum Dogma erhoben hat, macht sich zunehmend Verunsicherung breit: Könnte das, was in der alten Bücherwelt unstatthaft war, in der neuen Internetwelt nicht erlaubt oder gar geboten sein? Ist das Delikt »Plagiat« gar ein obsoletes Konzept?

Die letzten beiden Jahre haben uns eine ganze Reihe von Fällen plagiierender Politiker beschert. Die medial vielbeachtete Causa Guttenberg hatte nicht nur den politischen Fall des damaligen Verteidigungsministers zur Folge, sie brachte auch einen gewaltigen Stein ins Rollen: Die alten Doktorarbeiten der Polit-Elite wurden aus der bibliothekarischen Versenkung geholt. Was die kollaborative, im Rahmen von Wikis durchgeführte Recherche zu Tage förderte, sorgte für Aufsehen. Eine ganze Reihe deutscher Politiker, darunter auch

Grafik: Christian Basl / Quelle: ChristosV

bekannte Persönlichkeiten wie die FDP-Politikerin Silvana Koch-Mehrin, verlor aufgrund von Plagiaten ihre Doktortitel.

Im Herbst 2011 konstatierte die *Süddeutsche Zeitung*, solche Plagiats-Enthüllungen bereiteten mittlerweile »nicht nur Ministern Probleme, sondern reichen mittlerweile hinunter bis in die Rathäuser«. Sogar die Dissertation der Bundesministerin für Bildung und Forschung, Annette Schavan, geriet in Plagiatsverdacht, was zu Rücktrittsforderungen führte. Auch außerhalb Deutschlands fanden sich vergleichbare Fälle: Anfang 2012 etwa kamen Zweifel an der mit »summa cum laude« bewerteten Dissertation des ungarischen Staatspräsidenten Pál Schmitt auf, die zur Aberkennung des Doktortitels und schließlich auch zum Rücktritt vom Präsidentenamt führten. Und in Rumänien wurde gerade die Bildungsministerin des Plagiats überführt; der Ministerpräsident steht ebenfalls unter Verdacht.

Urteilskraft 2.0?

Auch wenn Wissenschaftsverbände und Doktorandenvereinigungen bei prominenten Plagiatsfällen nicht müde werden, zu betonen, dass wissenschaftliches Fehlverhalten kein Kavaliersdelikt sei, muss bei den Studenten doch der Eindruck bleiben: Selbst die Prominenten, selbst die Erfolgreichen, von denen man dachte, dass sie das Abschreiben von anderen nicht nötig hätten, haben es offenbar bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit nicht so genau genommen – wieso also soll ich als kleiner Student mit jeder Fußnote ringen?

Die Enthüllung dieser Politiker-Plagiate fällt zudem in eine Zeit, in der die Verfügbarkeit von Wissen rasant zunimmt: Die Welt liegt uns mit zwei Mausklicks zu Füßen. Dabei fehlt vielen von uns nach wie vor das Gespür für den angemessenen Umgang mit Informationen, die aus dem Internet stammen. Dass dem so ist, ist eigentlich nur logisch: Unsere Kultur hat viele Jahrhunderte Erfahrung mit dem Medium Buch, mit dem Medium Internet hingegen nur wenige Jahre. Ein Problem ist im Besonderen, dass vielen das Internet immer noch als gigantischer Fundus an Inhalten gilt, mit denen man praktisch tun und lassen kann, was man will.

Erst nach und nach lernen wir, dass wir diese Inhalte differenziert betrachten müssen: im Hinblick auf ihre Qualität und Zuverlässigkeit etwa, aber zum Beispiel auch im Hinblick auf Lizenzen und Verwertungsrechte. Seine Urteilskraft in solchen Fragen zu schulen, ist wichtig, aber nicht immer einfach. Was darf ich unter welchen Bedingungen wofür verwenden? Wann muss ich meine Quellen wie angeben? Blogs, Wikis, Podcasts, Tweets, sich dynamisch verändernde Artikel von Onlinemedien, Foreneinträge und vieles mehr: Die Lage ist heute weitaus verzwickter als in den Zeiten, als man einfach in eine Bibliothek spazierte und die Bücherwand seines Vertrauens konsultierte.

Mit den technischen Möglichkeiten haben auch die Verlockungen zugenommen. Die Plagiatsproblematik fängt ja nicht erst dort an, wo Ghostwriter für Tausende von Euro angeheuert werden oder wo Doktorarbeiten mit systematischer Täuschungsabsicht verfasst werden. Sie beginnt dort, wo wir Studenten uns dazu entschließen, uns mit der Tastenkombination »Strg + C« und »Strg + V« bei der Seminararbeit ein wenig Arbeit zu ersparen. Dass sich aber diese Copy-and-paste-Mentalität großer Beliebtheit erfreut, hat auch damit etwas zu tun, dass die Schutzwürdigkeit von geistigem Eigentum und persönlicher Urheberschaft zunehmend angezweifelt wird. Und auch damit, dass es in vielen Fällen so unglaublich einfach ist, sich aus dem Internet das passende Material zu besorgen.

Internet als Herausforderung

»Ich finde es unverschämt, dass Aufgaben gestellt werden, für die man offensichtlich so leicht Lösungen im Netz finden kann.« Das soll, wie auf *Spiegel Online* zu lesen war, ein Student seinem Dozenten gesagt haben, nachdem dieser ihn dabei ertappt hatte, wie er sich die Lösungen für Übungsaufgaben im Internet zusammensuchte. Man könnte das als ziemlich dreiste Ausrede für Faulheit abtun. Ebenso plausibel aber wäre es, zu vermuten, dass die Empörung des Studenten aufrichtig gemeint sein könnte: Wenn es keine zwei Minuten dauert, die bestmögliche Lösung mit *Google* zu recherchieren und in ein Dokument zu kopieren, wieso sollte man sich drei Stunden in der Bibliothek durch dröge Fachliteratur quälen?

Man darf bei all dem nicht vergessen, dass das Internet ein fantastisches Werkzeug für Studenten und Wissenschaftler ist. Es kann die Recherche zu wissenschaftlichen Themen leichter, schneller und – vorausgesetzt, man weiß das Werkzeug richtig zu bedienen – sogar tiefgründiger machen als alle altgedienten Methoden. Und da die Verfügbarkeit von Wissen zu den Grundvoraussetzungen des wissenschaftlichen Gedankenaustauschs zählt, ist zum Beispiel die Tatsache, dass immer mehr Bücher und wissenschaftliche Aufsätze digitalisiert zur Verfügung stehen, zunächst einmal sehr begrüßenswert. Aber weil auch die Verlockungen der ungekennzeichneten Wiedergabe fremden Wissens zunehmen, wenn die technischen Hürden fallen, wird es im akademischen Bereich zur beständig wachsenden Herausforderung, das Plagiatsverbot zu befolgen.

Anerkennen statt guttenbergen

Wir müssen uns dieser Herausforderung stellen und Autoren vor der ungekennzeichneten Übernahme von Inhalten schützen, weil davon nicht weniger als die Zukunft der Wissenschaft abhängt. Diese nämlich lebt davon, dass Forschungsergebnisse kommuniziert werden, davon, dass man sich der Erkenntnisse anderer bedient und sich auf sie bezieht – und dass man dies auch kenntlich macht. Dies dient nicht der Befriedigung der Forscher-Eitelkeit, sondern der Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen. Denn erst die Tatsache, dass sich Wissenschaftler sicher sein können, dass ihre Bemühungen auch von der wissenschaftlichen Gemeinschaft honoriert werden, ermöglicht engagierte Forschung. Und weil ein Studium zum wissenschaftlichen Arbeiten befähigen soll, gelten für Studenten wie für gestandene Wissenschaftler in Bezug auf Plagiate im Grunde dieselben Standards. Und das bedeutet: Guttenbergen ist keine lässliche Sünde.

Der Autor hat sich in seiner Masterarbeit mit dem Berufsethos der Wissenschaftler beschäftigt.

TEXT Julia Werner

Businessplan Studium

Der Erwartungsdruck im Studium ist enorm: Die Anforderungen an den Lebenslauf werden immer utopischer. Unsere Autorin hat sich mit einem Studienberater getroffen und erfahren, was wirklich wichtig ist. Über Sollen, Können und Wollen – und warum wir nicht vergessen dürfen, was einen Klischee-Studenten ausmacht.

Illustration: Katharina Kleynmans

Das Klischée geht so: Gegen halb zwölf mittags wacht der Durchschnittsstudent nach einer durchfeierten Nacht auf, um sich dann gegen 13 Uhr für ein träges Stündchen in die Uni zu schleppen. Irgendwo muss der Schlaf ja schließlich nachgeholt werden. Ist der anstrengende Tag dann um 15 Uhr beendet, wird der Student langsam wieder munter, um schließlich abends voller Energie der nächsten Party entgegenfiebern zu können.

Aber ganz ehrlich? Sieht unser Leben so aus? Gibt es diese Art von Schmalspurstudenten überhaupt noch? Können es sich die heutigen Studenten tatsächlich noch erlauben, ihre Leistungen auf das absolut notwendige Minimum zu reduzieren und sich durchs Studium zu feiern? Wohl kaum. Zumindest dann nicht, wenn sie sich auch für das (immer länger werdende) Arbeitsleben eine halbwegs ansprechende Beschäftigung wünschen. Nein, in diesem Fall heißt es neben dem eigentlichen Studium praktische Erfahrungen sammeln, sich außeruniversitär engagieren, Eigenmotivation beweisen. Denn das erwarten Unternehmen von einem fertigen Studenten.

Das zeigt sich in den immer umfangreicher werdenden Anforderungsprofilen der Arbeitgeber und wird in Studienratgebern wie der »Career« oder dem »Zeit Studienführer« netterweise kompakt zusammengefasst. Nett – nur nicht wirklich motivierend: Die schiere Fülle von Fähigkeiten und Kenntnissen, die man doch bitte während des Studiums »so nebenbei« erwerben soll, lässt erst einmal schlucken. Denn da wären natürlich Praktika zu bewältigen, EDV-Kenntnisse zu erwerben, Sprachen (man beachte den Plural) zu perfektionieren, Praxis- und Auslandserfahrungen zu sammeln (aber doch bitte gleich in China), die allseits beliebten Soft Skills auszubauen und dann vielleicht noch ein paar wissenschaftliche Wettbewerbe zu bestreiten. Oh, und ein Stipendium würde sich vielleicht auch noch gut machen. Mit links, oder?

Zuerst ist da der gute Abschluss

All diese Forderungen und Voraussetzungen bauen einen zunehmend großen Druck auf die Studenten auf, neben dem Studium so viel wie möglich zu erreichen. Doch mal abgesehen von den gut gemeinten, in der Realität aber nur schwer durchführbaren Ratschlägen – was braucht man denn eigentlich wirklich für einen erfolgreichen Start ins Arbeitsleben? Antworten kennt Ulrich Martzinek, Mitarbeiter der allgemeinen Studienberatung der Uni Regensburg.

»Zuerst einmal geht es nicht darum, einfach so viele Zertifikate wie möglich anzuhäufen«, erklärt er. Denn zuvor müsse erst das Wichtige vom Unwichtigen unter-

schieden werden: Das Wichtige, das sind die »Soll-Leistungen«, wie Martzinek sie nennt, also jene Leistungen, die von jedem Studenten am Arbeitsmarkt erwartet werden. Und das ist zuallererst einmal das, warum wir überhaupt studieren: ein guter Uniabschluss. Dieser Punkt wird in dem ganzen Trubel rund um Praktika und Sprachen oft übergangen. Ohne gute Noten, einen guten Abschluss, werden alle weiteren Qualifikationen hinfällig. Also: »Konzentration auf Kurse und Seminare, denn wer gute Noten schreibt, der steigert auch sein Selbstbewusstsein«, sagt Ulrich Martzinek, »und damit ist man dann auch automatisch motivierter, weitere Kenntnisse und Qualifikationen zum Curriculum Vitae hinzuzufügen.« Zu den »Soll-Leistungen« gehören außerdem flüssiges Englisch und das Beherrschen der gängigen Textverarbeitungsprogramme.

»Persönlichkeit entwickelt man durch Zeit«

Das hört sich bisher ja ganz human an, oder? Zu früh gefreut! Denn eingerostetes Schulenglisch ist nicht gleichbedeutend mit den verhandlungssicheren Kenntnissen, wie sie viele Unternehmen erwarten. Und auch das Referat in der zwölften Klasse, bei dem man eine fetzige Powerpoint-Präsentation entworfen hat, entsprechen nicht den gängigen Anforderungen. Also eins nach dem anderen: die eigenen Ambitionen noch kurz im Zaum halten, Noten, Englisch und IT-Kenntnisse aufpolieren und erst danach weiter zum nächsten Schritt.

Nach den »Soll-Leistungen« kann jetzt am »Mehrwert« gearbeitet werden. Doch das bedeutet nicht, einfach Qualifikationen anzuhäufen: »Man darf nicht den Fehler machen, sich wie ein Chamäleon dem anzupassen, was man sich unter dem perfekten Bewerber vorstellt«, sagt der Studienberater. Wichtiger sei es, eine eigenständige, starke Persönlichkeit, einen Typ, zu entwickeln, denn das sei es, wonach Unternehmen suchen. Am Ende stelle der Arbeitgeber eben keinen Haufen Zeugnisse ein, sondern einen Menschen, und der muss bestmöglich zum Unternehmen passen. »Persönlichkeit entwickelt man aber nicht durch ein Programm, sondern durch Zeit«, betont Martzinek.

Gerade, wer später einmal eine verantwortungsvolle Rolle übernehmen oder in die Führungsetage aufsteigen möchte, muss bereits während des Studiums beweisen, dass er verantwortungsvoll arbeiten kann, muss Eigeninitiative und Engagement zeigen. Ideal eignet sich hierfür die Mitarbeit – oder besser noch die Leitung – in studentischen Organisationen, seien diese sportlicher, musikalischer oder politischer Natur.

Neben der Bestrebung, eine durchsetzungsfähige Persönlichkeit auszubilden, ist es außerdem wichtig zu wissen, in welche Richtung sich die eigene Laufbahn entwickeln soll. »Die Entscheidung, in welcher Branche man tätig sein möchte, sollte spätestens in der Mitte des Studiums fallen«, sagt Martzinek. Einfach ist das natürlich nicht. Helfen können eine Prioritätenliste, mit der man die eigenen Berufsvorstellungen ordnet, und das Absolvieren von Praktika in verschiedenen Bereichen, um Einblicke in die jeweiligen Arbeitsabläufe zu erhalten.

Auch eine Mitgliedschaft in Berufsverbänden kann Zweifel beseitigen, denn dort erfährt man ganz konkret, worum es in dem jeweiligen Berufsfeld wirklich geht und man kommt in Kontakt mit Problemstellungen und den Arbeitskollegen in spe. Gerade für Studenten werden oft mögliche Praktika und Workshops oder Informationen durch Newsletter und Zeitungen angeboten.

Der rote Faden im Lebenslauf

Ist die Entscheidung dann erst einmal gefallen, ist es für den weiteren Verlauf des Studiums ratsam, auf ein stimmiges Gesamtbild des eigenen Lebenslaufes zu achten. Möchte man später zum Beispiel einmal in der Marketingbranche arbeiten, dann sollte zielgerichtetes Handeln wie ein roter Faden auf diese Branche hinführen.

Der erwähnte »Mehrwert« ist natürlich von Branche zu Branche verschieden, das optimale Paket an Zusatzqualifikationen variiert also. Für die Arbeit in internationalen Handelsunternehmen ist Auslandserfahrung sowie das Erlernen einer weiteren Sprache ausschlaggebend. Wer später als Anwalt arbeiten will, tut gut daran, die eigene Überzeugungsfähigkeit in Rhetorikkursen zu schulen.

Oft fallen auch die Schlagworte »Soft Skills«. Um Fähigkeiten wie Selbstmanagement, Kommunikationsfähigkeit oder Teamfähigkeit kommt fast niemand herum, doch abhängig vom genauen Arbeitsplatz könnten auch noch Motivationsfähigkeit, interkulturelle Kompetenz oder analytische Fähigkeiten von Bedeutung sein.

Im Vordergrund sollte der Spaß am Studium stehen

Und auch das Studium selbst kann durch die Wahl des Schwerpunkts oder des Themas der Abschlussarbeit Auskunft darüber geben, ob der Student nach Lust und Laune oder zielgerichtet entscheidet. »Unter Umständen kann es sogar sinnvoll sein, einen Uniwechsel in Erwägung zu ziehen, je nachdem, ob das Spezialgebiet der Uni mit dem eigenen Laufbahnziel übereinstimmt oder nicht«, rät Martzinek. Denn auch der Abschluss an der richtigen Uni kann für manche Unternehmen wichtig sein und zeigen, wie ernsthaft der Absolvent auf sein Ziel ausgerichtet war.

Nun hört sich das ja doch wieder nach einiger Arbeit an. Aber noch einmal zur Erinnerung: Die eigentlichen Studienleistungen sollen immer im Vordergrund stehen. »Die Kenntnisse, die man im Studium erwirbt, sind als Grundlagen anzusehen, die dann später im Beruf bei Bedarf weiter ausgebaut werden können«, sagt Martzinek.

Doch neben all dem Weiterbilden und Aneignen von Qualifikationen sollte man natürlich auch eines nicht aus den Augen verlieren: den Spaß am Studium. Woran sollte man schließlich später einmal wehmütig zurückdenken, wenn man die Studienzeit lediglich in verstaubten Bibliotheken verbringt?

Also: Das Studium ist kein Businessplan. Vielleicht sollte man doch auch einfach mal Klischées erfüllen!

TEXT Sabrina Mönig

Home is where my Matratze is

Die erste Drucksituation müssen viele Studierende schon vor dem Beginn des Studiums bewältigen: die Wohnungssuche. Wer zu spät kommt, sollte flexibel, unkompliziert und genügsam sein. Ein Besuch bei Nomaden.

Die drei sitzen gemeinsam in der Küche. Die Türen zu den angrenzenden Zimmern sind auf. Der Küchenofen muss alle Zimmer heizen, erklärt Max. »Sebastian und ich nutzen unsere Zimmeröfen nicht, da wir Angst haben, dass sie explodieren.« Max, Sebastian und Jan haben gerade eine neue WG gegründet – in einem Haus, das im April dem Erdboden gleichgemacht wird.

Rückblende: Es ist Semesteranfang. Max, Sebastian und Jan freuen sich auf ihren Studienbeginn, nur eines fehlt: eine Wohnung. Der Markt ist geplündert. Die drei finden Unterschlupf im Matratzenlager, das der Studentische SprecherInnenrat für alle Studierenden eingerichtet hat, die bei der Wohnungssuche leer ausgehen. Dafür wird der Partykeller des Gessler-Wohnheims kurzerhand umfunktioniert: Der Keller, in dem normalerweise Studenten unter der Discokugel abtanzen, ist jetzt vollgepackt mit gestreiften Matratzen, neben denen noch ein Stuhl für die Habseligkeiten der Bewohner steht. Zwei chaotische Biertische, auf denen sich Teller und diverse andere Utensilien auftürmen, dienen als Esszimmer. All das erinnert ein bisschen an ein Sträflingslager. Privatsphäre gibt es hier nicht und Gemütlichkeit sieht anders aus. Hinter der Theke versteckt sich ein kleiner Herd. »Hier kochen wir oft zusammen. Ein großer Topf, und alle geben was dazu«, sagt Max. Die drei Kühlschränke sind jedoch fast leer. Keiner kauft hier auf Vorrat ein, denn es kann ja sein, dass man noch am selben Tag eine Wohnung findet. Alles hier ist Improvisation, der Lebensstil anspruchslos. Wenn die Bewohner Hunger haben, gehen sie einfach schnell zum nahegelegenen Supermarkt.

Jan und Max landen im Matratzenlager, weil sie erst spät erfahren, dass sie in Regensburg studieren können. Jan, der aus Hamburg kommt, kann es sich nicht leisten, immer wieder nach Regensburg zu fahren und dort nach einer Wohnung zu suchen. »Ich habe auch einige Einführungsveranstaltungen nicht besucht, weil ich noch keine Bleibe hatte«, erzählt er. Max hat die Wahl, ob er pendeln will oder nicht und entscheidet sich für das Matratzenlager. Sebastian hat zwar schon einige Zeit seinen Studienplatz, aber er wird vom Markt überrascht: »Ich hätte nie gedacht, dass es so schwierig ist, eine Wohnung zu finden.«

Spartaner mit Oropax

So wie Jan geht es auch Dian. Er ist ebenfalls Bewohner des Matratzenlagers. »Ich habe in einer Erstsemesterveranstaltung vom Matratzenlager erfahren. Wenn es das nicht geben würde, müsste ich in eine Pension gehen, was ich mir nicht leisten kann.« Er hat schon eine Wohnung gefunden, sie wird aber erst in ein paar Wochen frei. Im Matratzenlager muss er nur vier Euro für eine Nacht bezahlen. Auch wenn es nicht so aussehen mag, findet er, dass es nicht schwer falle, sich im Matratzenlager wohl zu fühlen: »Die unterschiedlichen Schlafenszeiten machen keine Probleme, genauso wenig wie das Aufstehen, da alle sehr rücksichtsvoll sind. Viele schlafen mit Oropax, aber das ist eine Kleinigkeit, mit der man leben kann.« Dian erzählt, dass gleich am Anfang eine Liste angefertigt wurde, die an der Eingangstür für das Matratzenlager hängt. »Auf ihr werden alle Dinge notiert, die noch benötigt werden, angefangen vom Dosenöffner bis zum Tischkickerball.« Besonders in Erinnerung ist ihm ein Kommilitone geblieben, der einen Kochtopf spendete, als er von der Notlage erfuhr. Und ein älterer Herr kam vorbei und packte die Bewohner in seinen Wagen, um mit ihnen zum Einkaufen zu fahren. »Die Lebensmittel hat er uns bezahlt«, sagt Dian.

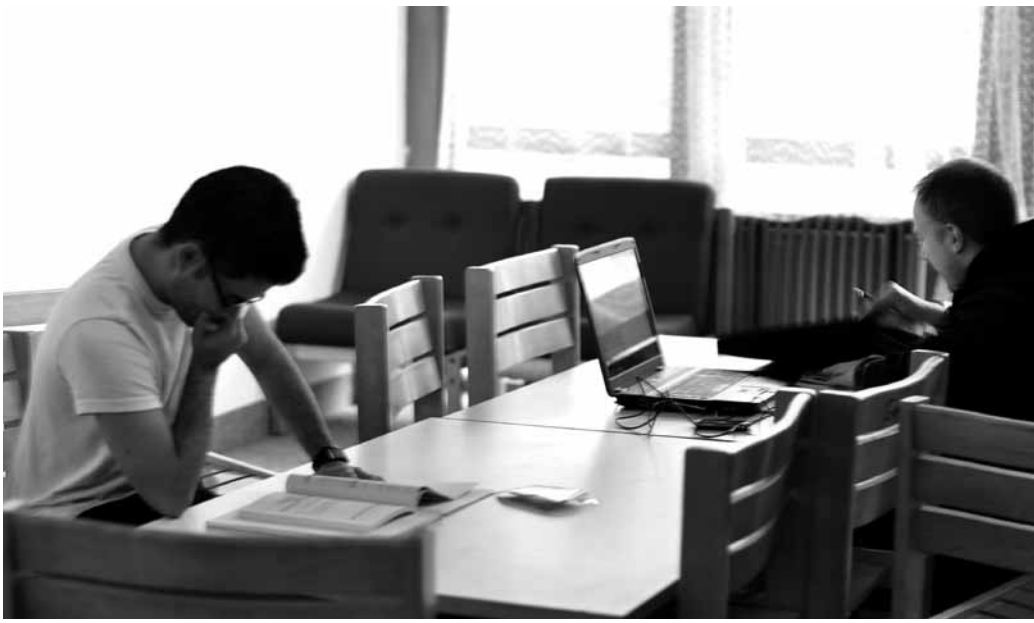
Auch dass es im Partykeller keine Duschen gibt, stört Dian nicht. Er habe sich daran gewöhnt, neben seinen Unisachen auch gleich seinen Waschbeutel vorzubereiten und vor der Vorlesung noch schnell im Sportzentrum zu duschen. Für die Bewohner des Matratzenlagers bleiben die Anlagen extra geöffnet. Dian empfindet das Matratzenlager als guten Einstieg in das Regensburger Studentenleben – trotz der beengten Verhältnisse und der mangelhaften sanitären Ausstattung. Er

hat Freundschaften geschlossen und im SprecherInnenrat einen Ansprechpartner für seine Fragen gefunden. Für all diejenigen, die noch keine Wohnung ergattern konnten, organisiert dieser auch einen PC des Rechenzentrums und Geschirr aus der Mensa. Im Gemeinschaftsraum sitzen die Studenten abends zusammen und diskutieren über die neueste Lage am Wohnungsmarkt oder wo die nächste Party stattfindet.

Explosion mit Ascheregen

Sebastian, Jan und Max beschließen zusammen mit zwei weiteren Studierenden eine WG zu gründen. Die Unterkunft, die sie dafür finden, klingt nach einem neuen Abenteuer: ein Haus, das im April abgerissen wird. Die temporäre Bleibe habe ihre Vorteile, wie Max zu berichten weiß: »Der Vermieter meinte, dass wir die Fenster ganz lassen sollen, aber dass wir sonst eigentlich alles an dem Haus verändern können.« Angefangen haben sie damit schon – im Erdgeschoss nageln sie Kronkorken an die Wand, die irgendwann einen Schriftzug ergeben sollen: BIER. Ansonsten befindet sich noch eine riesige Küche mit angrenzendem Wohnzimmer im Erdgeschoss. Ein zugemauerter Durchgang ist zu erkennen, weil er nicht verputzt ist. »Die Mauer ist auch nicht sonderlich dick, mit einem Hammer könnten wir sie wohl durchschlagen«, lacht Max und erklärt damit, warum sie im ganzen Haus keine Bilder aufgehängt haben.

Die gesamte WG wird mit Ölöfen geheizt. Das ist zum einen ziemlich teuer und hat den Dreien zum anderen auch schon einen großen Schrecken eingejagt: »Einmal ist der Ofen in der Küche mit Öl vollgelaufen und als wir ihn dann angezündet haben, gab es wirklich eine kleine Explosion und im ganzen Raum regnete es Asche«, erzählt Sebastian. Wenn die drei nicht gerade Angst haben, dass ihnen das Haus um die Ohren fliegt, genießen sie ihr WG-Leben. Sie haben das komplette Haus für sich alleine, auch wenn sie den ersten Stock nicht nutzen können. Das einzige weibliche WG-Mitglied wohnt im Erdgeschoss, während die drei alle im zweiten Stock wohnen. In ihrem Wohnbereich gibt es nochmal eine Küche, die aber eher als Gemeinschaftszimmer genutzt wird.



Die Wohnungssuchenden haben sich im Matratzenlager eingerichtet. Sich trotz der spärlichen Verhältnisse wohl zu fühlen, sei nicht schwer, findet Bewohner Dian. / Fotos: Pia Weishäupl

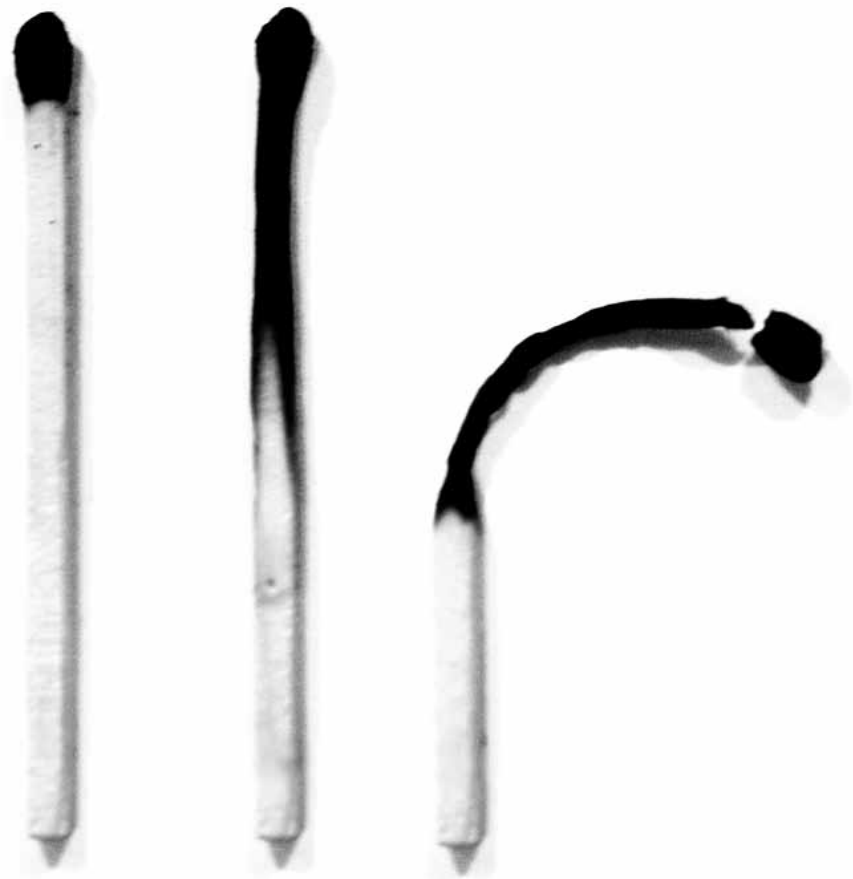
Die Zimmer der drei sind eher spartanisch eingerichtet. Betten waren bereits vorhanden, wobei sich alle einig sind, dass die Matratzen im Matratzenlager bequemer waren. Sebastian schläft sogar auf dem Boden, anstatt auf dem Bettenrost: »Ich mag das lieber.« Jedes der Zimmer verfügt über ein eigenes Waschbecken. Sebastian will seines aber nicht nutzen: »Wenn ich den Hahn aufdrehe, fängt er an zu vibrieren und spuckt nur eine braune Brühe aus.« Er hat schon eine neue Wohnung gefunden und wird die WG bald verlassen. »Deswegen suchen wir einen neuen Mitbewohner, da zu viert die Miete zu hoch ist«, sagt Max.

Wenn die drei an die Zeit im Matratzenlager zurückdenken, können sie sich nur an Positives erinnern: »Es war eine super Zeit, in der wir viele Leute kennengelernt haben und mit Leidensgenossen zusammen waren. Wirklich emotional ging es nicht zu, wir haben alles mit viel Galgenhumor hingenommen.« Jetzt wollen sie es erstmal genießen, ein ganzes Haus nur für sich zu haben. Die Wohnungssuche haben sie verschoben: »Bis April sind wir hier ja gut aufgehoben.«

TEXT Susanne Morisch
FOTO Pia Weishäupl

Kinder der Erschöpfung

Burn-out gilt als neue Volkskrankheit Nr.1. Auch Studenten, die unter Stress und Druck zusammenbrechen, hat sie nun befallen. Wie eine betroffene Studentin aus Regensburg mit ihrer Situation umgeht und wo die Wurzeln der Krankheit liegen.



Die junge Frau starrt auf die Uhr an der weißgetünchten Wand der Regensburger Psychiatrie. Alles Leben scheint aus ihrem Blick verschwunden. Wie mit jedem Ticken des Zeigers ihre Zeit verrinnt, sieht sie nicht.

Saskia gehört zu den vier Prozent deutscher Studenten, die jedes Jahr an Burn-out erkranken. Laut Stephan Ahrens, einem Burn-out-Spezialisten, ist die Krankheit »die erste psychosoziale Epidemie der Menschheit«. Dabei ist das Syndrom nach psychiatrischen Maßstäben gar keine Krankheit: Burn-out bezeichnet nach der ICD-10-Klassifikation – das ist ein diagnostisches Nachschlagewerk für Ärzte – ein »Problem der Lebensbewältigung, einen Zustand geistiger, körperlicher und emotionaler Erschöpfung infolge beruflicher Überlastung«. Ein Gefühl, das Saskia nur allzu vertraut ist.

Burn-out-Patienten fühlen sich leer und wertlos

Vor zwei Jahren begann die 21-Jährige ein BWL-Studium. Da sie wiederholt die Statistik-Prüfung nicht bestanden hatte, war nach drei Semestern Schluss: Sie musste ihren Studiengang aufgeben. »An dem Tag als der Brief von der Uni mit der Exmatrikulation kam, ging es mir noch ganz gut. Ich dachte, ich finde sicher etwas Anderes. Ein paar Tage später konnte ich nicht mehr aufstehen. Erst jetzt, wo es vorbei ist, merke ich, wie sehr mich meine 60-Stunden-Wochen belastet haben, die ich mir aus Ehrgeiz selbst aufgebürdet habe.«

Erst dann realisieren wie groß Leistungsdruck, Anspannung und Stress sind, wenn sie sich zu einem scheinbar unüber-

windlichen Berg an Trauer, Angst und Wut aufgetürmt haben – das ist ein Phänomen, das der Psychologe der Uni Regensburg, Dr. Hubert Hofmann, mittlerweile von vielen Studenten kennt: »In den letzten Jahren kommen immer mehr junge Menschen zu mir, weil sie so erschöpft sind, dass sie morgens kaum noch aus dem Bett kommen. Sie fühlen sich leer, ausgebrannt und wertlos. Ich weiß nicht, ob es nur am Bologna-Prozess liegt, vielleicht ist es auch ein gesamtgesellschaftliches Problem. Aber manchmal habe ich das Gefühl, dass die Studenten schon aufgearbeitet werden, bevor sie auch nur einen Tag in der Arbeitswelt leben konnten.« In Bezug auf die Studiengänge gebe es keine signifikanten Unterschiede. Die Zahl der Betroffenen verteile sich, seiner Erfahrung nach, gleichmäßig auf alle Fakultäten. Allerdings könne man zwischen weiblichen und männlichen Studenten ein starkes Gefälle ausmachen: »Männer warten wesentlich länger, bis sie Hilfe suchen. Studentinnen sind eher bereit sich einzugestehen, dass sie es alleine nicht mehr schaffen. Das hat oft zur Folge, dass mir bei den jungen Männern nur noch übrig bleibt, sie an die Psychiatrie zu verweisen.«

Das mag auch daran liegen, dass Hofmann als Psychologe keine Medikamente gegen Burn-out verschreiben darf, da die medikamentöse Behandlung in Deutschland Ärzten vorbehalten ist. Zwischen 2006 und 2010 haben diese bei den Studenten deutlich häufiger als noch vor wenigen Jahren den Rezeptblock gezückt: Laut der Studie der Techniker Krankenkasse wurden 2010 deutschen Studierenden 55 Prozent mehr Psychopharmaka verschrieben als noch vier Jahre zuvor.

Zeit- und Leistungsdruck bestimmen heute das Studium

Doch warum leiden plötzlich so viele Studenten am »Ausgebranntsein«? Der Regensburger Psychiater Dr. Bernhard Heindl ist der Auffassung, dass das Burnout-Syndrom nur eine andere Bezeichnung für Depression ist: »Das Gefühl der Leere, die tiefe Niedergeschlagenheit, die völlige Erschöpfung – das alles sind Symptome, die depressive Menschen beschreiben. Die Bezeichnung ‚Burn-out' ist meiner Meinung nach neuer Wein in alten Schläuchen, eine Spitzfindigkeit, weil die Depression mit Überforderung im Beruf zusammenhängt.«

Für Depressionen wiederum gibt es eine genetische Prädisposition: Menschen, deren Eltern depressiv waren oder sind, haben eine 70 Prozent höhere Wahrscheinlichkeit, selbst an einer Depression zu erkranken. Das trifft auch auf Saskia zu. Ihr Vater litt jahrzehntelang an einer depressiven Störung, die letzten Endes auch seine Ehe zerstörte.

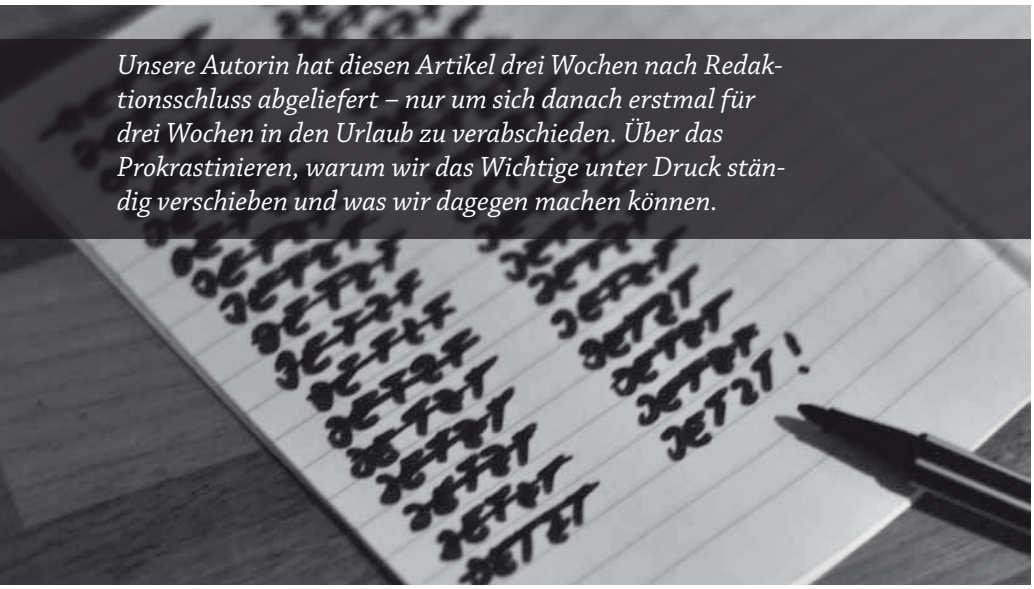
Doch ein depressives Elternteil ist nicht der primäre Faktor für eine Burnout-Erkrankung oder eine Depression. Auch Heindl denkt, es handelt sich um ein gesellschaftliches Problem: »Als ich noch studiert habe, waren Studenten im zehnten und zwölften Fachsemester keine Seltenheit. Das Studium war die Zeit, in der man sich selbst entdecken durfte und herausfinden konnte, was man tun möchte. Man konnte Fehler machen. Heute gilt ein abgebrochener Studiengang vor dem Arbeitgeber als Katastrophe.« Dies setze Studenten unter einen ganz anderen Zeit- und Leistungsdruck.

Dennoch möchte Saskia möglicherweise einen Neuanfang an der Uni wagen: »Vielleicht fange ich nochmal an zu studieren, wenn ich hier draußen bin«, sagt sie. »Ein geisteswissenschaftliches Studium würde mir Spaß machen, Geschichte oder Philosophie eventuell.« Für einen Moment liegt ein Lächeln auf den Lippen der jungen Frau. Ein wenig Leben kehrt in ihre Augen zurück. Dann wird es wieder still in der Psychiatrie. Sie wendet sich ab und starrt auf die Uhr an der Wand.

Reklame

TEXT Anna-Lena Deuerling

Drückeberger



Unsere Autorin hat diesen Artikel drei Wochen nach Redaktionsschluss abgeliefert – nur um sich danach erstmal für drei Wochen in den Urlaub zu verabschieden. Über das Prokrastinieren, warum wir das Wichtige unter Druck ständig verschieben und was wir dagegen machen können.

Der Abgabetermin rückt näher und der Zeitdruck steigt. Der Laptop-Akku ist voll geladen, das leere Word-Dokument wartet nur darauf, gefüllt zu werden und der imaginäre Bleistift ist gespitzt. Noch schnell ein Blick auf Facebook, eben noch die E-Mails checken – und plötzlich macht sich der Maus-Cursor selbstständig! Es folgt eine Online-Odyssee von Social Networks über Shopping-Seiten bis zur neuesten Folge der Lieblingsserie. Der Nachmittag ist vorbei und die Arbeit noch immer nicht getan.

Dabei fängt es so harmlos an: Es gibt etwas zu tun, man schiebt es auf. Schon immer wird uns eingetrichtert: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen. Trotzdem kennt dieses Problem wohl jeder Student: Wir schieben auf, wir vertrösten andere und uns selber auf einen späteren Zeitpunkt und vergeuden unsere Zeit mit anderen Dingen, deren Nutzen und Notwendigkeit eher fragwürdig sind.

Hinter der Bezeichnung *Prokrastination* verbirgt sich eigentlich nur das Wort Aufschieben. Man spricht auch von Erledigungsblockade oder Handlungsaufschub. An der Universität Münster haben sich gleich mehrere Diplomandinnen mit dem Thema beschäftigt und festgestellt, dass Aufschieben nicht gleich Aufschieben bedeutet. Wir haben grundsätzlich zwei Möglichkeiten: Entweder wir unterbrechen unsere Arbeit immer und immer wieder, oder wir schaffen es erst gar nicht, damit zu beginnen.

Krankhaft oder stinknormal?

Prokrastination wird hier als komplexes und meist chronisches Verhaltensmuster bezeichnet. Neben alltäglichen Verpflichtungen wie Hausarbeit, Zahnarztbesuch oder Referatsvorbereitung kann das Aufschieben auch weitreichende Entscheidungen wie Umzug, Trennung oder Berufswahl betreffen. Klar: Die Grenze ist manchmal schwer zu erkennen. Spricht man in gewissen Fällen nun von einem krankhaften Aufschiebeverhalten oder von stinknormaler Faulheit?

Den Begriff ›krankhaft‹ sollte man im Zusammenhang mit Prokrastination eher vermeiden, erklärt Hubert Hofmann von der psychologisch-psychotherapeutischen Beratungsstelle der Universität Regensburg: »Streng genommen bezeichnet Prokrastination keine Krankheit, sondern ist in einigen Fällen höchstens ein Symptom einer dahinterliegenden Störung.« Bedeutsam wird es dann, wenn es verhindert, dass wichtige Lebensziele erreicht werden. Leidensdruck, negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden oder die Gesundheit können entstehen. »Relevant ist Prokrastination auch dann, wenn der Betroffene die Situation ändern möchte, es aber nicht kann«, sagt Hofmann.

Ein Teufelskreis: Der Druck steigt immer weiter

Doch warum prokrastinieren meist Studenten oder Freiberufler? Genaue Auslöser könne man so nicht nennen, erklärt der Psychologe Hofmann. Die Einzelfälle seien vielfältig. »Erleichtert wird Prokrastination, wenn die Lern- oder Arbeitsumwelt sehr viel Selbststeuerung verlangen oder wenn bestimmte Gefühle wie Angst, Langeweile, Ärger oder Hilflosigkeit gekoppelt sind«, sagt er. Der Student hat an sich viele Freiräume: die individuelle Stundenplangestaltung, keine Anwesenheitspflicht und meist die Möglichkeit, eben alles im nächsten Semester noch einmal zu versuchen.

Beobachten lässt sich oft ein Vermeidungsverhalten. Hier dient das Aufschieben unangenehmer Tätigkeiten der Emotionsregulation. »Ich habe Angst vor einer schwierigen Hausarbeit, also rede ich mir ein, noch Unmengen Zeit zu haben und nehme selbst den Druck von mir« – natürlich bin ich erleichtert. Es entstehen Wechselwirkungen, da es kurzfristig entlastend, fast belohnend und angenehm wirke, der Hausarbeit aus dem Weg zu gehen. Doch dabei entstehe ein Teufelskreis: Langfristig erhöht das Aufschieben den Druck und die unangenehmen Gefühle – bis wir vor einer Wahl stehen, sagt Hofmann: »Entweder werden nochmals alle Kräfte mobilisiert und in heldenhaften Nachtschichten die Hausarbeit erledigt oder eben aufgegeben.«

Eine Universallösung kann Hofmann nicht anbieten. Doch er rät allen, die das Gefühl haben, dass sie ihrer »Aufschieberei« nicht mehr Herr werden können, sich Hilfe zu suchen. »Ich würde empfehlen, sich an eine der gebotenen Stellen der Universität zu wenden. Hier findet Lern- und

Schreibberatung sowie psychologische Beratung statt«, sagt er. In der Beratung werde eine individuelle Problemanalyse mit dem Ziel durchgeführt, daraus für die jeweilige Situation angemessene Lösungsstrategien zu entwickeln – von einfachen, ganz pragmatischen Ideen über selbstwirksamkeitsförderliche Interventionen oder Konfliktklärungen bis hin zu Therapieempfehlungen.

Wer von diesem Vorschlag nichts hält, dem sei die Idee des englischen Autors Paul Graham ans Herz gelegt: Er glaubt, es gebe gute und schlechte Prokrastination. Laut Graham soll man nicht fragen, wie man die Prokrastination unbedingt vermeidet, sondern wie man es schafft, auf gute Weise zu prokrastinieren. Diese produktive Form wäre dann möglich, wenn das, was man statt der eigentlichen Aufgabe tut, wichtiger ist als die eigentliche Aufgabe.

Also: lieber den nächsten großen Bestseller schreiben, statt die lästige Hausarbeit zu vollenden. Eine selbstputzende Küche erfinden, statt das Geschirr abzuwaschen. Die total innovative eigene Firma gründen, statt zur Post zu gehen. Aber vielleicht davor dann doch noch ganz kurz auf Facebook ...

---

text Lucia Mederer

Wenn Bücher auf Reisen gehen

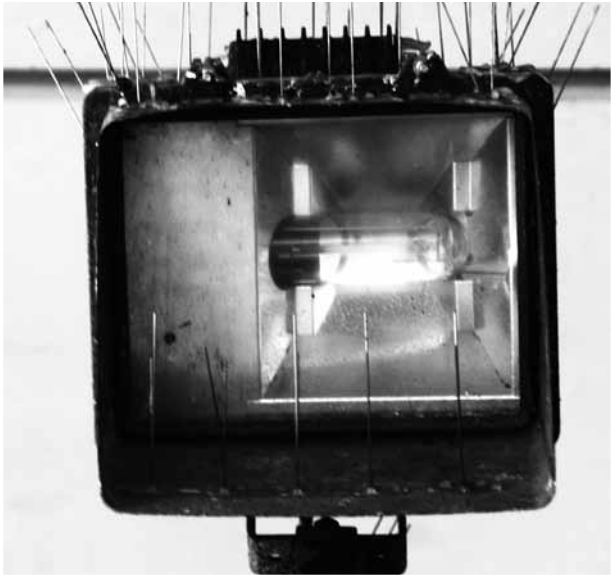
Im Foyer der Zentralbibliothek steht ein Bücherregal, von dem man sich einfach bedienen kann. Nur ein Aufkleber auf der inneren Umschlagseite bittet den Leser darum, auf bookcrossing.com eine Nummer einzugeben. Was hat es mit damit auf sich?

Die Seite *bookcrossing.com* ging 2001 online, mit dem Grundgedanken, Bücher zu teilen und dabei ihren Weg mitverfolgen zu können. Der Sitz des Teams ist in den USA, Deutschland ist aber als das zweitaktivste *BookCrossing*-Land auch ganz vorne mit dabei. Im Moment sind laut Homepage über neun Millionen Bücher in 132 Ländern weltweit im Umlauf. Mitmachen bei der selbsternannten »Bibliothek für die ganze Welt« kann jeder kostenlos. Man muss dazu nur das dazu auserkorene Buch registrieren und es dann weitergeben, sei es an eine Bekannte, an eine offizielle *BookCrossing*-Zone oder durch Zurücklassen an einem beliebigen öffentlichen Ort. Um ein Buch, das man gefunden hat, auf der Seite zu melden und so dem Besitzer darüber Auskunft zu geben, wo es sich gerade befindet, muss man selbst nicht Mitglied sein. Wenn man sich aber auf die Suche machen möchte, kann man nach der Anmeldung einsehen, wo zuletzt welche Bücher hinterlegt wurden.

Die »Jagd« gestaltet sich in meinem Fall sehr einfach – schließlich kenne ich mit dem Bücherturm in der Zentralbibliothek ja bereits eine offizielle *BookCrossing*-Zone. In Regensburg wurde bisher die große Mehrheit der Bücher an Uni und Hochschule »freigelassen«. Wenn man das besagte Regal genauer betrachtet, könnte man fast denken, dass die Bücher nur hier stehen, weil sie niemand mehr haben will: So einige tragen den traurigen Charme von 80er-Jahre-Schund, aus anderen sind die Besitzer wohl einfach »herausgewachsen«. Dabei sind auf der Liste für diesen Ort auf der Homepage durchaus auch aktuelle Bestseller wie »Die rebellische Republik« von Thomas Wieczorek oder Klassiker wie Lessings gesammelte Werke vertreten. Wer die erwischen will, muss eben schnell sein! Ich entscheide mich anhand von Titel und Cover für ein Jugendbuch: »3 Tage im Juni« von der norwegischen Autorin Unni Nielsen. Es wurde erst vor Kurzem freigelassen und sieht aus wie ungelesen. Als ich es einstecke, bin ich mir noch nicht sicher, ob ich es wirklich ganz lesen werde. Zwei Tage später bin ich problemlos am Ende angelangt und positiv überrascht. Offensichtlich scheint es sich doch zu lohnen, sich seine Lektüre ab und zu nicht selbst in Buchhandlung oder Bibliothek auszusuchen, sondern den Zufall beziehungsweise andere Bücherwürmer darüber entscheiden zu lassen.

Wer etwas umsonst zur Verfügung gestellt bekommen will, der muss auch bereit sein, selbst etwas herzugeben, denke ich mir, um das Teilen geht es schließlich bei *BookCrossing*. Doch ein Buch aus meiner wohlbehüteten Sammlung in die freie Wildbahn auszusetzen, kostet mich schon einiges an Überwindung. Einerseits möchte man den anderen Lesern nicht irgendeinen Mist zumuten, andererseits kann man sich von den eigenen Lieblingsstücken schwer trennen. Zum Glück findet sich eine simple Lösung für mein Dilemma: Der gute alte »Dr Jekyll and Mr Hyde« steht nämlich doppelt in meinem Regal! Wie ich später erfahre, ist es tatsächlich eine gängige Praxis mancher BookCrosser, sich ein Buch in zweifacher Ausführung zuzulegen, um eins behalten und eins auf die Reise schicken zu können. Da es an der Uni ja schon genug Bücher zu finden gibt, entscheide ich mich für einen ungewöhnlicheren Ort, an dem ich mich von meinem zweiten Exemplar verabschiede. Wo? Das verrate ich nur auf der *BookCrossing*-Webseite!

Fotos Seite 26 und Seite 27: Pia Weishäupl



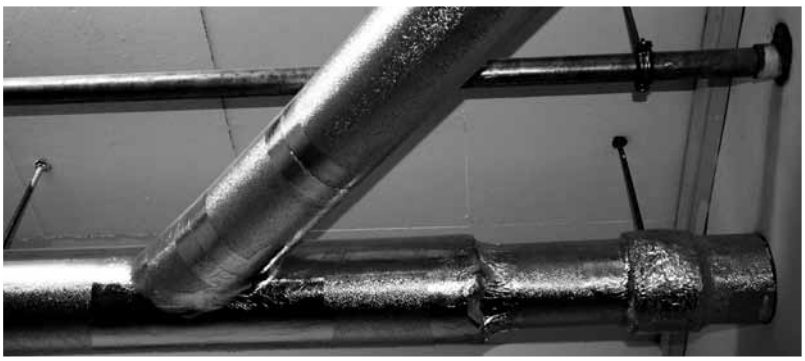
Shades of Grey

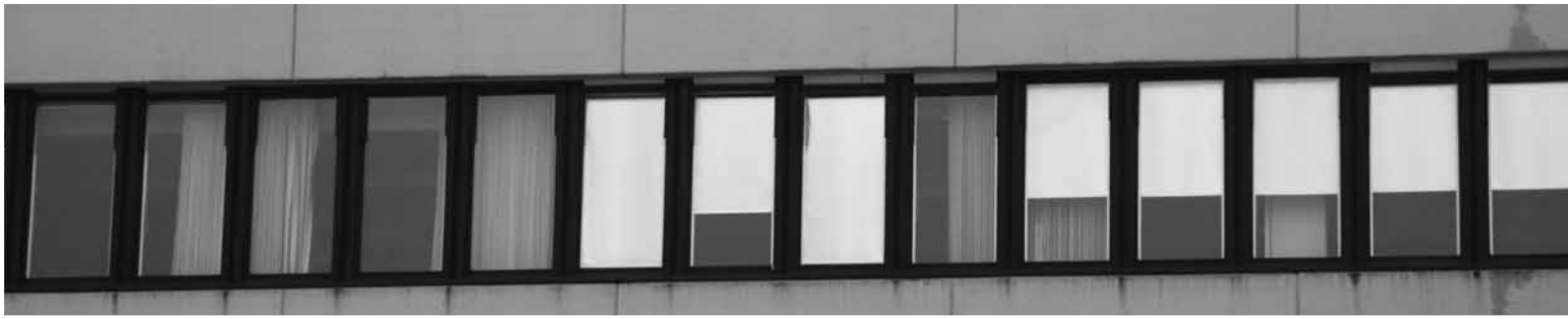
FOTOS Pia Weishäupl, Katharina Brunner und Moritz Geier

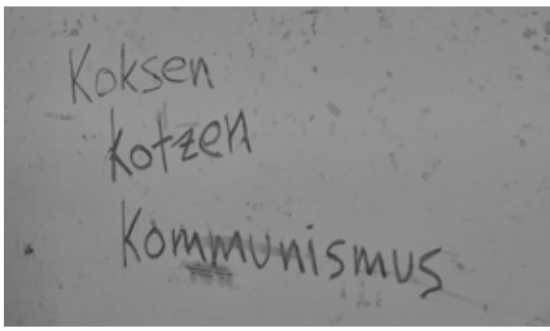
MOTIVE, DIE WIR NICHT IN SCHWARZ-WEISS KONVERTIEREN MUSSTEN.

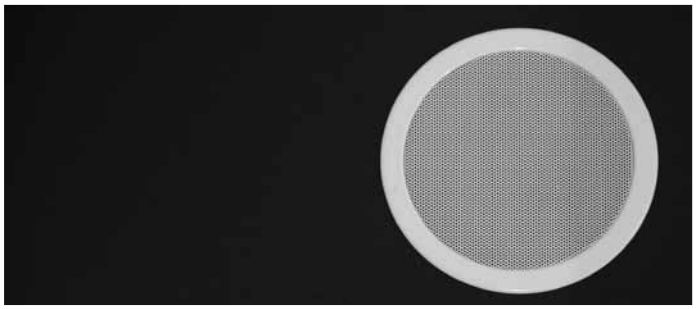
WIR HABEN DEN CAMPUS DANACH ABGESUCHT.

Die Redaktion



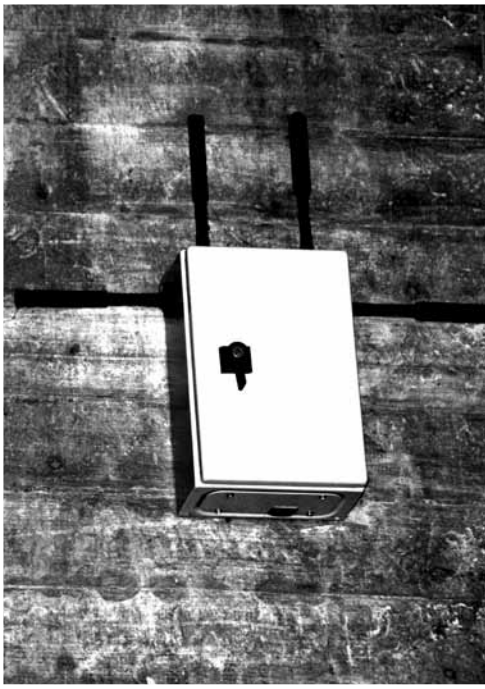


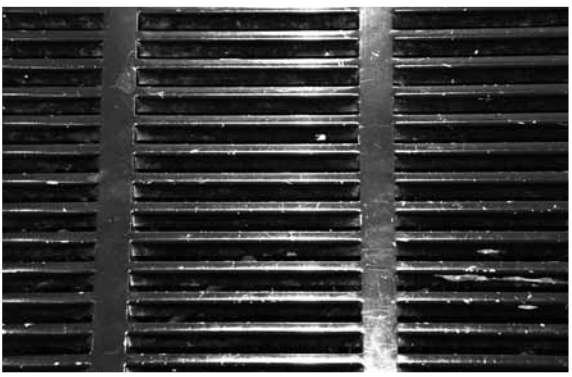

Koksen
kotzen
Kommunismus



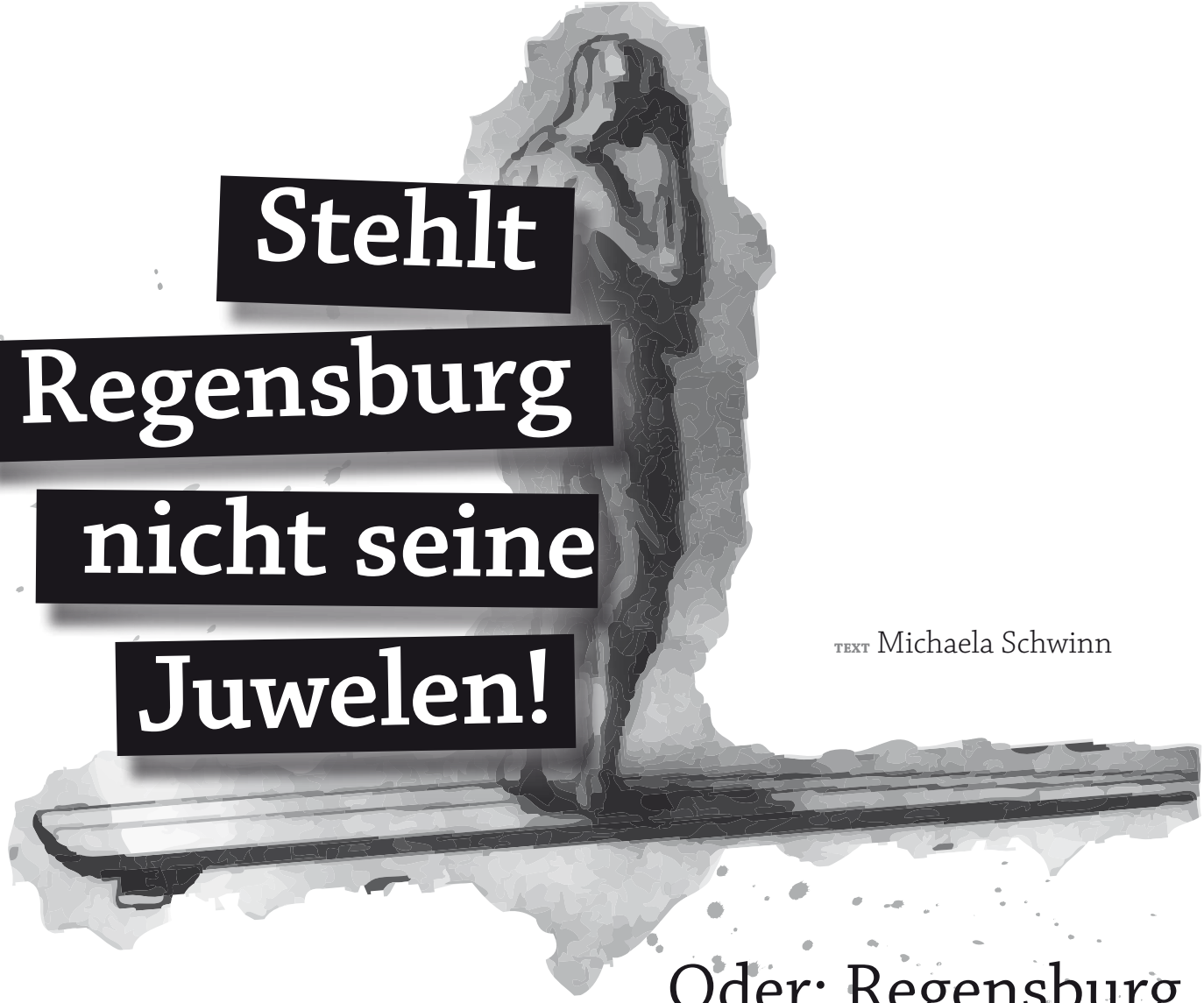
I
Ratisbona

B





Stehlt Regensburg nicht seine Juwelen!



Grafik: Weishäupl / Basl

TEXT Michaela Schwinn

Oder: Regensburg verliert sein Herz

Die Regensburger Altstadt verändert ihr Gesicht. Vermehrt hört man von der drohenden Schließung altbekannter Kneipen, dem Einfall von Großinvestoren und Mietpreisen, die ins Unermessliche steigen. Was ist los mit dem einst so studentenfreundlichen Regensburg?

Karin Griesbeck sitzt im Schneidersitz auf dem Tresen der Bar. Ihr Blick wandert nachdenklich von den unzähligen Passfotos an der Wand über die silberglänzenden Stehtische, bis er schließlich an den roten Lampions an der Decke hängen bleibt. »Das legendärste Fest? Das ist schwierig zu sagen. Davon gab es hier viele. Die Mutter aller Feste war wohl die alternative deutsche Fußballmeisterschaft, nach der so wild gefeiert wurde, dass selbst die Lampions nicht mehr gingen«, antwortet die Betreiberin einer der bekanntesten Bars in Regensburg, der *Alten Filmbühne*.

Das Wohnzimmer der Studenten

Schon bald werden die asiatischen Lampen in dem Kellergewölbe ganz aus bleiben, denn die *Alte Filmbühne* muss ihren Standort, das *Haus der Begegnung*, im Februar räumen. Grund dafür ist der auslaufende Pachtvertrag zwischen der Universität Regensburg und der Brauerei Thurn und Taxis. Aus Sicht der Universitätsverwaltung seien der Barbetrieb und der daraus resultierende Lärm eine Zumutung für die Gastprofessoren, die in den rund 20 Wohnungen über der Bar untergebracht sind. Gerade die Tatsache, dass die Universität für die Schließung der Kultkneipe verantwortlich ist, stößt bei Griesbeck auf Unverständnis: »Es geht der Universität immer nur um die Professoren, aber sie versteht nicht, dass eine Universität nicht ohne ihre Studenten existieren würde. Die Studenten sind sozusagen ihre Angestellten und durch diese Aktion nehmen sie ihnen ihr Wohnzimmer.« Dass die Räumlichkeiten nach ihrer Sanierung wieder als Wohnstube für feierwütige Studenten dienen werden, schließt die Verwaltung der Universität kategorisch aus. Jedoch ist seitens der Universität auch noch nicht letztlich geklärt, wer oder was

sich in Zukunft in den Kellerräumen des Hauses begegnen wird: Im Gespräch sind Fahrräder, Computer oder Austauschstudenten.

»Die *Alte Filmbühne* ist nicht irgendetwas«

Die *Filmbühne*-Chefin hat inzwischen ihren Platz hinter der Bar verlassen und läuft zwischen den Stehtischen hin und her. »Die Universität sollte stolz auf die *Alte Filmbühne* sein. Es ist schon eine Kunst, 30 Jahre am Puls der Zeit zu sein«, sagt Griesbeck und stellt sich wieder hinter den Tresen. Tatsächlich war das Lokal seit seiner Gründung in der Engelburgergasse und auch nach seinem Umzug 1995 in das Gebäude Hinter der Grieb, eine der populärsten Anlaufstellen für alle Liebhaber der alternativen Musik- und Partyszene. Sie diente als Begegnungsstätte für ein sehr breit gefächertes und buntes Publikum und bot Platz für Fachschaftsfeste, Livekonzerte und Poetry Slams. Dabei ist die Kellerkneipe mehr als eine reine Trink- und Kulturstätte: »Die *Alte Filmbühne* ist nicht irgendetwas. Wir bewegen auch viel mit dem Geld, das wir einnehmen. Ein Teil des Gewinns an Silvester ging beispielsweise an *Ärzte ohne Grenzen*«, sagt Griesbeck stolz. Seit 30 Jahren ist die *Alte Filmbühne* ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens, den sie nicht kampflos aufgeben will. Sie war deshalb bereit, der Universität in jeder Hinsicht entgegenzukommen. Neben dem Angebot einer Pachterhöhung und der Mithilfe an Sanierungsarbeiten, mieteten die Wirte sogar die Wohnung direkt über der Kneipe an und verzichteten auf Livekonzerte. Das alles war jedoch vergebens. Briefe an die Universitätsverwaltung blieben unbeantwortet. Es herrscht Funkstille.

Griesbeck schließt die Türen ab, steigt die Stufen hinauf und fährt mit ihrem Fahrrad davon. Ihr ist bewusst, dass die Entscheidung der Universität noch weitreichendere Folgen mit sich bringt. Da es in der Regensburger Innenstadt zurzeit keine passende Ausweichimmobilie gibt, muss deshalb die ebenfalls sehr populäre Kneipe *Heimat* um ihre Existenz bangen. Als Inhaber des Hauses werden die Betreiber der *Alten Filmbühne* von ihrem Recht als Verpächter Gebrauch machen und die *Alte Filmbühne* in diese Räumlichkeiten unterbringen.

Auch in der Öffentlichkeit schlägt der Beschluss höhere Wellen als erwartet. Längst hat sich die Politik dem Thema angenommen. Die Piraten, die Jungen Liberalen und die Grüne Jugend gingen zusammen auf die Straße, um auf das Kneipensterben in Regensburg aufmerksam zu machen. In der Tat ist in Regensburg der Trend sichtbar, dass immer mehr alteingesessene Wirte ihre Lokale schließen oder aus dem Altstadtkern ziehen müssen. Das Haus, in dem die *Banane* und die *Orange Bar* ihren Stammsitz haben, ist verkauft. Der Bau von Wohnungen ist geplant. Die *Cafébar* in der Gesandtenstraße soll nach 27 Jahren geschlossen werden. Aus dem alten *Flannigans* wurde *Franky's American Sportsbar*. *Plan 9* wechselte ans andere Ufer der Donau.

Das Kneipensterben ist symptomatisch für Gentrifizierung

Aber das Kneipensterben ist nicht die einzige Entwicklung, die die Veranstalter der Demo anprangerten. Für sie ist es vielmehr ein Teilaspekt eines Prozesses, der im Fachbereich der Stadtsoziologie als Gentrifizierung bezeichnet wird. Auch Franziska Hilbrandt, die Sprecherin der Studierendenvertretung, ist der Meinung, dass »der Wegfall dieser Kneipen aus der Altstadt symptomatisch für den Prozess der Gentrifizierung« ist. Der Begriff, der zurzeit des Öfteren in den Medien Erwähnung findet, wird auch immer häufiger in Verbindung mit Regensburg gebracht – wie zum Beispiel in einem kürzlich ausgestrahlten Beitrag der Sendung *quer* im Bayerischen Rundfunk. Aber was genau ist Gentrifizierung eigentlich? Am leichtesten lässt sich dies am Beispiel der Goldenen Bärenstraße 10 erklären, der Heimat der *Banane*. In der Regel läuft dieser Umstrukturierungsprozess immer nach einem ähnlichen Muster ab. Ein Stadtteil oder eine Straße mit billigen Mietpreisen und attraktiver Lage zieht Studenten, Künstler und in unserem Fall auch Wirte an. Da der Standort dadurch kulturelle Aufwertung erfährt und gut situiert ist, interessieren sich Investoren für die Immobilien und kaufen diese auf. Die Häuser und Wohnungen werden in der Folge saniert und verschönert, um zahlungsfähige Mieter anzulocken. Die alteingesessene Mieterschaft muss den Platz räumen und ist gezwungen aus dem Gebiet wegzuziehen. Einkommensschwächere und einkommensstärkere Bevölkerungsschichten werden dadurch regional voneinander getrennt. Obwohl dieser Prozess im Fall der Goldenen Bärenstraße 10 weder endgültig be- noch abgeschlossen ist, haben viele andere Häuser im Stadtkern diese Entwicklung bereits durchlaufen.

»Studenten werden zugleich Opfer und Täter«

»Meistens geschieht alles still und heimlich. Die Bewohner des Hauses werden von den Investoren ausgezahlt und ziehen weg«, sagt Kurt Schindler, der Vorsitzende des Mieterbundes Regensburg e.V. Er war der Erste, der den Begriff der Gentrifizierung in Zusammenhang mit Regensburg brachte und die Verdrängungsvorgänge in der Altstadt genauer recherchierte. Die Dokumentation des Mieterbundes mit dem Titel »Tatort Altstadt« zeigt zum einen die kontinuierliche Entwicklung, dass öffentlich geförderte Mietwohnungen durch Eigentumswohnungen ersetzt werden, und zum anderen den drastischen Anstieg der Mietpreise: die durchschnittliche Nettomiete in der Altstadt ist in den Jahren 2000 bis 2012 um fast 35 Prozent angestiegen.

Dafür gibt es mehrere Gründe: Viele Investoren sind aufgrund der Weltwirtschaftskrise verunsichert und stehen plötzlich unter Druck. Aus Angst vor Inflation investieren sie ihr Geld anstatt an der Börse in Immobilien, die als relativ sichere Anlagen gelten. Außerdem erhält Regensburg als Wirtschaftsstandort und Studentenstadt einen stetigen Anwohnerzuwachs, der eine große Wohnungsnachfrage mit sich bringt. Wegen ihrer hohen Fluktuation werden »Studenten Opfer und gleichzeitig auch Täter«, erklärt Schindler. »Bei jeder Neuvermietung einer Wohnung wird in der Regel, da es Vertragsfreiheit gibt, eine höhere Miete vereinbart. Akzeptiert der wohnungssuchende Student die Miethöhe nicht, warten schon andere.« ▹▹

Alle leiden unter der Knappheit an bezahlbarem Wohnraum.

Als die Sanierung der Regensburger Altstadt in den 50er Jahren seinen Anfang nahm, wurde die Erneuerung der historischen Häuser noch durchwegs positiv bewertet. Als bundesweites Novum erlangte der Regensburger Sanierungsplan Vorbildcharakter unter den deutschen Städten. Anders als heute stand damals noch der Mensch im Mittelpunkt und nicht die Profitmaximierung. Deshalb wurden in den 70ern bestimmte Grundsätze für den Sozialplan beschlossen, die garantieren sollten, dass die Altstadt »Wohn-und Lebensraum für alle« bleibt. Dadurch sollte ein regulierter Wohnungsmarkt entstehen und vermieden werden, dass Ortsansässige aus ihrem gewohnten Wohnumfeld gerissen werden. Obwohl die Gültigkeit dieser sozialen Grundsätze 2010 nochmals durch den Stadtrat bestätigt wurde, sind sie heute kaum mehr von Relevanz für die städtebaulichen Entscheidungen der Stadt. Schindler, der bis 2008 selbst als Stadtrat tätig war, geht davon aus, dass die Stadtverwaltung die Entwicklung »nicht mehr im Griff hat« und den Großinvestoren freie Hand lasse.

Foto: Schwinn

Möglicherweise ist der Stadt auch nicht bewusst, welche gravierenden sozialen und politischen Folgen solch ein Wandel der Stadtgesellschaft verursachen kann. Die Palette reicht von Einzelschicksalen, besonders von älteren Menschen, die sich nur schwer in einer neuen sozialen Umgebung zurechtfinden, bis hin zur Bildung sozialer Brennpunkte an den Stadträndern und einer Ghettoisierung bestimmter Stadtteile.

Wem gehört eigentlich eine Stadt?

In einem Antwortbrief auf die Dokumentation des Mieterbundes bestätigte Oberbürgermeister Hans Schaidinger zwar einen erheblichen Anstieg der Mietpreise, bezweifelte aber, dass diese »tatsächlich zu einem Prozess der Gentrifizierung führen« würden. Diese ist ein sehr komplexer Prozess, der sich aus der Verbindung vieler verschiedener Faktoren zusammensetzt, weshalb es sehr schwierig ist, Wege zu finden, um ihr entgegenzuwirken. Schindler appelliert dennoch insbesondere an die Univerwaltung: »Man sollte aufhören aus dem ganzen Bundesgebiet Studierende anzuwerben. Das ist wohnungspolitisch nicht mehr zu bewältigen. Zudem vermisse ich, dass sich die Uni kommunalpolitisch engagiert. Von einer Bürger-Universität kann momentan keine Rede sein.« Inwieweit sich der Austausch der sozialen Schichten in der Regensburger Altstadt entwickelt, wird sich zeigen.

Am Schluss bleibt eine entscheidende Frage: Wem gehört eine Stadt? Nur denen, die es sich leisten können? Oder allen? Karin Griesbeck hat sich ihre Meinung bereits gebildet: »Eine Stadt lebt von ihren Widersprüchen.« Ohne eine gesunde Durchmischung der Bevölkerung wird wohl jede Stadt früher oder später zum Scheitern verurteilt sein.

»Jetzt ist Schluss!«

Ein Gespräch mit dem Kanzler der Uni, Christian Blomeyer, über die Filmbühne-Entscheidung.

Foto: Brunner

Hätten Sie gedacht, dass der Beschluss der Uni, den Pachtvertrag der Filmbühne nicht zu verlängern, so viel Aufsehen erregen würde?

Ja, das haben wir erwartet. Obwohl es anfangs danach aussah, dass die Betreiber ohne großes Aufsehen räumen würden, hat sich die Situation geändert. Als sie gemerkt haben, dass sich Protest regt, sind sie sofort auf diesen Zug aufgesprungen.

Warum waren Sie nicht bereit, sich mit der Betreiberin zu treffen, um einen Kompromiss zu finden?

Das Verhältnis ist schon längere Zeit zerrüttet. Die ursprüngliche Vertragslaufzeit war zehn Jahre. Leider hatten die Pächter eine Verlängerungsoption von fünf Jahren, die sie in Anspruch genommen haben. Schon damals wurde Ihnen mitgeteilt, dass eine weitere Verlängerung nicht erfolgen wird. Jetzt ist Schluss. Ich will noch einmal betonen, dass wir nicht gekündigt haben, sondern der Vertrag ausgelaufen ist.

Hätte es nicht eine Alternative gegeben?

Diese Mischung aus Wohnhaus für unsere ausländischen Gäste und Kneipe verträgt sich prinzipiell nicht. Die Hausordnung im *Haus der Begegnung* sieht vor, dass um zehn Uhr Nachtruhe ist. Man hätte von Anfang an sehen müssen, dass eine Bar nicht in ein solches Haus passt. Das war unser Fehler.

Findet in der Altstadt Gentrifizierung statt?

Nein. Der Anteil an Single-Haushalten ist in Regensburg der höchste in ganz Deutschland und der Altersdurchschnitt der Bevölkerung ist sehr niedrig.

Interview: Michaela Schwinn

TEXT/FOTO Katharina Brunner

wer ist *wir* ?

Um diese Frage zu beantworten, hat die *Lautschrift* eine Umfrage durchgeführt: Antworten von über 3000 Teilnehmern zeichnen ein Portrait der Regensburger Studierendenschaft. Die Ergebnisse gibt es als Infografik auf den nächsten Seiten.

Studenten in Regensburg kann man auf verschiedene Weisen charakterisieren. Entweder nimmt man die Meinung eines Einzelnen über Studenten und projiziert sie auf alle 20 000 Eingeschriebenen. Fast automatisch werden alle mit einem Federstreich mit Klischees und Vorurteilen des Befragten gefärbt (was vor allem die stört, die mit bestimmten Eigenschaften nicht in Verbindung gebracht werden möchten). Die zweite Herangehensweise ist so zu tun, als seien wir alle so komplett unterschiedlich, dass uns nicht mehr eint als das gefaltete Stück Papier im Geldbeutel, auf dem das Emblem des RVV glänzt.

Wie so oft, liegt die Wahrheit zwischen den Extremen. Wir haben deshalb im November eine Online-Umfrage gestartet, die sechs Wochen lang 27 Fragen an die Studierenden in Regensburg richtete. Die Grundpfeiler unseres Lebens wurden abgefragt: Studium, Wohnsituation, Finanzen, Einstellungen. Den Großteil der Ergebnisse präsentieren wir auf den folgenden beiden Seiten, weitere Resultate unter *lautschrift.org/wer-ist-wir.*

Unseres Wissens ist die Umfrage die einzige Erhebung dieser Art in Regensburg. Wir haben uns deshalb entschlossen, die Rohdaten unter eine *Creative-Commons*-Lizenz zu stellen. Sie stehen auf unserer Webseite zum Download bereit und können unter bestimmten Bedingungen weiterverwendet werden.

Von der Resonanz waren wir überwältigt. Genau 3017 komplett ausgefüllte Fragebögen haben wir in einer Datenbank gesammelt: 81 459 Antworten auf 27 Fragen, die sich zu einem Bild verdichten, die den Regensburger Studenten wohl besser portraitieren als offizielle Daten oder subjektive Eindrücke.

Rund 15 Prozent aller Studierenden an der Uni Regensburg haben wir erreicht. Dieser Erfolg beruht vor allem auf einer Rundmail, die wir an alle, die immatrikuliert sind, schicken konnten.

Besonders dankbar ist die Redaktion für das Feedback bei der Frage danach, was die Teilnehmer in der *Lautschrift* lesen wollen. Obwohl längst nicht alle einen Kommentar dazu abgegeben haben, gibt es höchst interessante 26 Seiten voller Anregungen, Ideen, Lob und Kritik. Vielen Dank dafür, wir werden uns die Anregungen zu Herzen nehmen. Eine der häufigsten Antworten war: »Die Ergebnisse dieser Umfrage«. Umblättern, dann kann's los gehen.

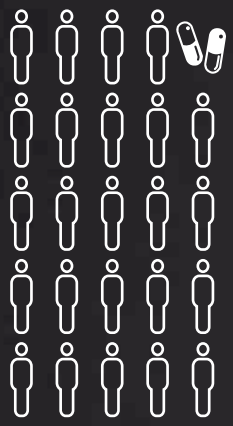
Drei aus 3017

Als kleines Schmankerl gab es für die Teilnehmer der Umfrage die Chance auf einen eBook-Reader von *Weltbild*. Die Gewinner Alexander Hofstetter, Bernadette Memmel und Thomas Bratzdrum (v. links) brauchen in Zukunft keine Bücher mehr zu schleppen, denn das Gerät soll Platz für 2000 eBooks bieten und das Digital Ink Display wochenlang funktionieren, ohne dass der Akku neu geladen werden muss.

Per Zufallsgenerator wurden die drei glücklichen Gewinner ermittelt – Glück war in der Tat im Spiel, denn ihre Chancen auf einen *Weltbild eBook-Reader 4* lagen bei einer Teilnehmerzahl von rund 3000 Studenten lediglich bei 0,0003 Prozent.

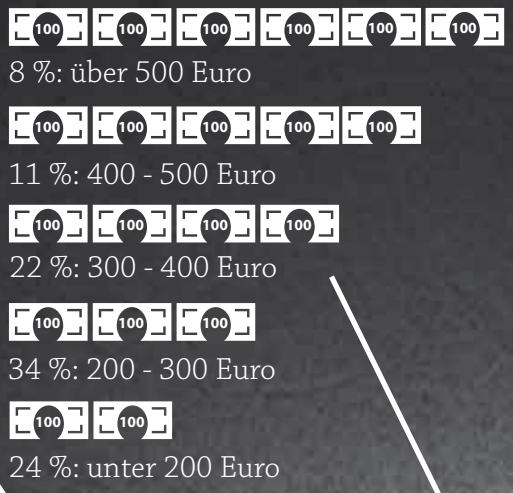
Der eBook-Reader 4. Foto: Weltbild

In welchen Beziehungen *wir* stecken:

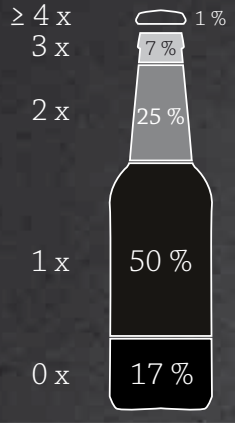


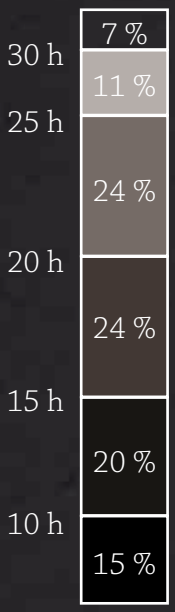
4 % von uns haben zum Lernen Ritalin o. ä. genommen.

Wie viel Geld uns abzüglich Miete im Monat bleibt:



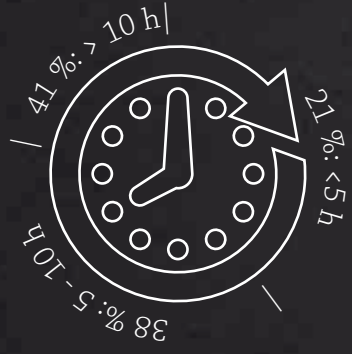
Wie oft *wir* pro Woche weggehen:





Wie viele Wochenstunden *wir* haben.

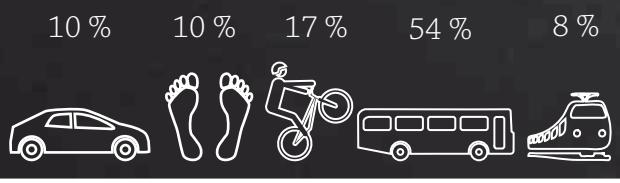
Wie viele Stunden *wir* pro Woche neben den Kursen für die Uni aufwenden:



Wie zufrieden *wir* mit dem Studium sind:

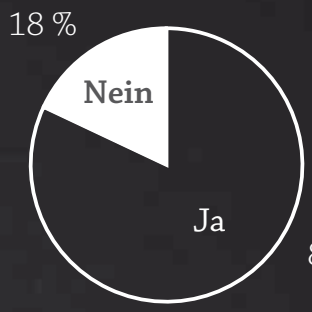
Ob *wir* regelmäßig am Wochenende heimfahren:

Wie *wir* zur Uni kommen:



Ob *wir* neben dem Studium arbeiten:

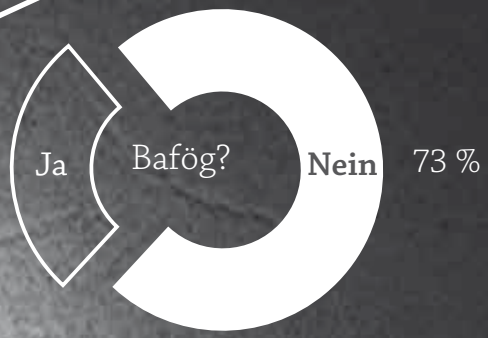
56 % Ja | 44 % **nein**



Ob *wir* von den Eltern finanziell unterstützt werden.

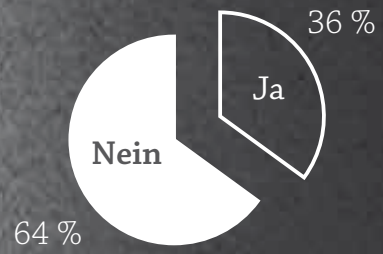
Ob *wir* Studiengebühren bezahlen:

70 % Ja | 30 % **nein**

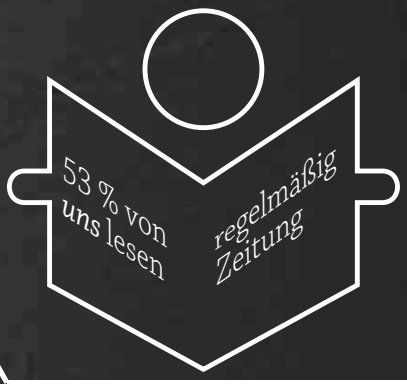


Und wie *wir* zu den Studiengebühren stehen:

11 % **pro** | 20 % **unentschieden** | 68 % **contra**



Ob *wir* uns als politisch bezeichnen.

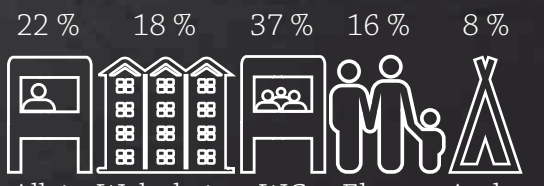


Wir bezahlen im Durchschnitt

307 €

für die Miete.

Wie *wir* wohnen:



Schreibwerkstatt

Die apokalyptischen Reiter

Reinhard Rund

Die Mayas hatten den Zeitpunkt des Untergangs auf einen Tag bezogen, doch es ist die Schuld des Menschen, die den Augenblick bestimmt. Trotzdem waren sie bemerkenswert nah dran.

Ich sitze auf meinem ausgehungerten Ackergaul und warte. Ich bin bereit.

Da öffnet sich mit einem Donnern das mit alten Runen verzierte Tor. Krieg, der zweite Reiter, tritt selbstsicher herein. Sein muskulöser, vernarbter Körper hat den Harnisch der Jahrhunderte abgelegt und steckt in der Camouflage der chinesischen Armee.

»Ist alles aufgetankt?«, fragt er in texanisch besudeltem Englisch. Ich sammle den letzten, salzigen Tropfen Flüssigkeit und spucke ihm vor die Füße. Er hat die alten Werte vergessen und ich werde ihm das nie verzeihen. Er weiß das, ein Lächeln bildet sich um sein hässliches Gesicht. Er steigt in den roten Humvee. Auf der Seite der Fahrertür blickt einem ein großer, schwarzer Stier entgegen.

Das Warten geht weiter. Einst wussten die Menschen über uns Bescheid, malten und verehrten uns. Heute sind wir das Böse, die kriminelle Energie schlechthin. Doch ist glühender Stahl böse, der die Wunde ausbrennt? Ist Penicillin böse, weil es Millionen von Lebewesen vernichtet? Ich weiß es nicht, nur dass uns der EINE schickt. Wer kann IHM schon widersprechen?

Ist die Apokalypse gerecht? Ja, ist sie. Diese Welt hat definitiv einen Neuanfang verdient. Gilt das auch für die Menschheit? Nicht für jeden, aber das Leben ist nicht fair. Wir werden kommen und alle richten, Diktatoren wie Demokraten, Arme wie Reiche, Opfer wie Vergewaltiger. Jeder hat seine Lieblinge, deren er sich als erstes annehmen wird. Krieg brennt darauf, die letzten verbliebenen Hippies aus ihren verrosteten VW-Bussen zu hetzen. Ich hingegen nehme mir die Fetten vor, mit deren Körpern man ganze Dörfer ernähren könnte. Das wird ein Spaß.

Da öffnet sich das Tor abermals, diesmal geräuschlos. Tod schreitet herein, plötzlich und leise, wie es seinem Wesen entspricht. Der schwere Stoff des schwarzen Smokings verdeckt seinen Körper. Das Gesicht ist ein All ohne Sterne. Seine Hand, von der Last des Fleisches befreit, greift die Sense, als er auf sein fahles Ross steigt. Die silberne Schneide glänzt im diffusen Licht und das Siegel eines Adlers sticht hervor. Tod hat seinen eigenen Stil und konnte ihn über die Jahrtausende halten. Ich streichle über meine hervorquellenden Rippen und genieße den Auftritt.

Tod wird sich die Mörder holen und all jene, welche zu Unrecht bestimmt haben, wann der Faden anderer durchgeschnitten wird. Er wird seine leise Freude daran haben.

Nun fehlt noch ein Reiter. Das metrosexuelle Gesicht, das unter dem Mundschutz verschwindet, sowie den weißen Kittel verabscheue ich. Genauso wie sein arrogantes Auftreten mit der Löwenkrone auf dem Haupt. Pocken und eitrige Beulen hatten ihm besser gestanden. Er kommt immer zu spät und doch rechtzeitig, wenn es denn losgeht. Das Ziel seiner langsamen Rache sind die Pharmaunternehmen, deren Tresore überquellen, weil ihre Kunden immer noch leiden.

Das Warten geht weiter. Krieg trommelt ungeduldig auf dem metallischen Lenkrad. Ich kratze die juckende Tätowierung von da Vincis vitruvianischem Menschen auf meiner eingefallenen Wange und Tod bleibt ruhig.

Bald wird das Ende eingeläutet. Das Lamm wird die unzerstörbaren Siegel der Buchrolle brechen. Dann reiten wir los, Boten des Untergangs. Wir kennen die Menschen. Ihre Schwächen und ihre Stärken. Ihre Ängste und Hoffnungen. All die Sünden und Fehler ihres Seins liegen vor uns, deshalb werden wir ausreiten. Bald wird das Geheimnis des EINEN vollendet und dann macht euch eins klar: Ihr habt versagt!

In der Schreibwerkstatt verfassen Studierende der Uni Regensburg bei Professor Jürgen Daiber Kurzgeschichten und Prosa. Sie veröffentlichen Texte in der Lautschrift und tragen am Semesterende ihre Texte bei einer öffentlichen Lesung vor.

Rektor Gustav Obermair auf einem Bild von Digne Meller Marcovicz in der *ZEIT* vom 12 Nov 1971 / Foto: Geier

TEXT Moritz Geier

Wer hat Angst vorm roten Mann?

Die Kinderjahre unserer Universität fallen in eine Zeit des Aufruhrs. Überall in Deutschland werden in den späten 60er Jahren die Hochschulen zu Hochburgen einer liberalen Protestbewegung. Linke Intellektuelle fordern die konservativen Autoritäten heraus: Es gibt Kämpfe, Hoffnungen und Enttäuschungen.
Auch in Regensburg.
Eine Zeitreise.

Turbulente Schauspiele toben auf der Weltbühne: In Vietnam führt die Tet-Offensive der Vietcong der Weltöffentlichkeit die Sinnlosigkeit des amerikanischen Kriegseinsatzes vor Augen. Martin Luther King erliegt in den USA einem Mordanschlag. Auch der Bürgerrechtler Robert Kennedy wird erschossen. Die Sowjetunion knüppelt derweil den Prager Frühling nieder und läutet ihren eigenen Todeskampf ein. In Biafra fordert der nigerianische Bürgerkrieg Millionen Opfer.

Hauptdarsteller im deutschen Theater – und nicht nur hier – sind die Studenten: Nach den tödlichen Schüssen auf Benno Ohnesorg explodiert die Studentenbewegung. In Berlin wird der Studentenführer Rudi Dutschke durch ein Attentat lebensgefährlich verletzt. Bei einem Kaufhaus-Brandanschlag in Frankfurt tauchen erstmals die Namen der späteren RAF-Terroristen Andreas Baader und Gudrun Ensslin auf. Es ist 1968.

Auf einer kleinen Nebenbühne gibt es just in dieser Zeit eine Uraufführung zu bestaunen: Im Wintersemester 1967/68 nimmt die neugegründete Regensburger Universität den Studienbetrieb auf. Das Vorspiel wurde verpatzt: Gründungsrektor Götz Freiherr von Pölnitz war in den Verdacht geraten, ein Ex-Nazi zu sein. Seine braunen Bekenntnisschriften werden ihm aber erst zum Verhängnis, als das Kultusministerium auch über seine Überforderung im Amt nicht mehr hinwegsehen kann: Pölnitz wird 1965 zum Rücktritt gedrängt. Abseits der politischen Bühne erkunden die ersten Studenten die frisch betonierte Campus-Baustelle.

Liebevoller Verbal-Radikalismus: Die 68er in Regensburg

Eginhard König ist ein Kind der ersten Stunde. Er sitzt im Café *Drei Mohren*, nippt an seinem Weißbier und grinst schelmisch hinter dem grauen Vollbart. »Die Bedingungen in Regensburg waren einmalig«, sagt er heute, 44 Jahre später. Königs Matrikelnummer ist dreistellig: 843. Zum Sommersemester 1968 wechselt er von der Münchner LMU an die brandneue Uni in Regensburg. »Die Professoren sind dir nachgelaufen, du wurdest hofiert. Ein Professor hat mir gesagt, ›Wissen Sie, mein laufendes Seminar hat zwei Teilnehmer, wir machen das zuhause bei mir im Wohnzimmer bei einem Glas Rotwein‹.« Als König seine Zulassungsarbeit schreibt, steht ihm die Bibliothek alleine zur Verfügung. In Regensburg studiert der heute 69-jährige pensionierte Gymnasiallehrer in einer Epoche des Umbruchs.

Der französische Philosoph Jean-Paul Sartre, ein Idol der 68er-Bewegung, hat einmal gesagt, nur über das »Infragestellen« könne man Mensch werden. Für eine ganze Generation wird dieses Credo plötzlich zur Lebensideologie. Sie hinterfragt und begehrt auf. Weltweit kritisieren verschiedene Jugend- und Protestbewegungen die vorherrschenden Verhältnisse und rebellieren – ob gegen den Vietnamkrieg, die Wohlstandsgesellschaft oder engstirnige Gleichförmigkeit. Kein Stein soll auf dem anderen bleiben. Utopien von einer besseren Welt mobilisieren.

In Deutschland schnappt die Jugend nach Luft, weil sie in einem geistig-kulturellen Klima erstickt, das in repressiver Moralität und apolitischer Biedermeierlichkeit verstaubt. »Die 50er waren so unglaublich verbohrt«, sagt König, »wir hatten die rigide Sexualmoral und die kirchlich-konservativen Einstellungen satt.« Seine Generation ist neugierig – und zerrt am selbstangelegten Maulkorb der Nachkriegsgesellschaft. Die vergrabene, verschwiegene Geschichte schwankt plötzlich als Damoklesschwert über der Vätergeneration. »Wir waren scharf drauf, zu erfahren, was los war in der Nazi-Zeit. Unsere Geschichtslehrer haben sich geweigert, das zu behandeln. Wir hätten ja vielleicht unangenehme Fragen gestellt«, erzählt König.

An den Hochschulen kulminiert die Protestbewegung. Der Generationskonflikt entlädt sich auch hier, weil veraltete Universitätsstrukturen und sakrosankte Professoren mit dem Veränderungsdrang und linksliberalen Forderungen nicht klar kommen. Studenten sprechen sich noch mit »Herr Kommilitone« oder »Frau Kommilitonin« an.

Im Café unterhält sich König jetzt mit der Bedienung im Hintergrund. Der Mann ist ein Erzähler, gutgelaunt, gesellig. Nach

einer Anekdote bricht er in ein ansteckendes Lachen aus. »Die Professoren waren Halbgötter und wir, ja mei, wir warn schon frech, wir haben's halt aweng g'ärgert«, sagt er in seinem bairischen Dialekt. Einem Germanistik-Professor huldigen die Regensburger Studenten in einer satirischen Zeremonie: Weißgekleidete Ehrenjungfrauen streuen Blumen, eine Jubelgruppe preist den völlig überforderten Ordinarius. »Ein wunderbarer Schabernack. Eher auf eine solche liebevolle, lustige, kreative Art ist die Protestbewegung bei uns abgelaufen«, erzählt er, »es gab einigen Verbal-

Illustration: Geier / Quelle Demo-Foto: Berger, *Mittelbayerische Zeitung*

Radikalismus, ein Sprücheklopfen, aber ansonsten war das eher schnuckelig.«

»Des loss ma uns ned gfoin, ge!«

Die 68er in Regensburg bezeichnet König als »Miniatur-Studentenbewegung«. Seine Augen blitzen, als ein Gedanke ihn zum Schmunzeln bringt: »Hier war alles provinzieller, aber sympathisch – da waren halt bei den Linken auch die Bayerwald-Büffel dabei: ›Des loss ma uns ned gfoin, ge!‹« Was sich die Studenten nicht gefallen lassen, tragen sie auf die Straße. Im verschlafenen Regensburg erregen die Demonstrationen der jungen Leute anfangs noch großes Aufsehen, erinnert sich König: »Jetzt fanga die bei uns a scho o«, jammert ein Wachtmeister, als bei ihm eine Demo angemeldet wird. Eine Solidaritätskundgebung für Martin Luther King nach dessen Tod geht als eine der ersten Großdemos in die Stadtgeschichte ein, es folgen Proteste gegen die Notstandsgesetze, den damaligen Entwurf des Bayerischen Hochschulgesetzes oder auch – die Gegenwart lässt grüßen – gegen Fahrpreiserhöhungen im Nahverkehr.

König gehört zu einer Generation, deren Demokratiebewusstsein weit über dem gesellschaftlichen Durchschnitt liegt. Von einer einheitlichen Studentenbewegung zu sprechen sei aber nicht möglich, sagt er. »Es gab einen harten Kern von Theoretikern, Organisatoren, Rednern und dann noch eine Sympathisantenszene mit abnehmendem Begeisterungsgrad bis hin zu den Mitläufern.« Um 1970 verschwindet der gemeinsame Nenner der Protestbewegungen aufgrund unterschiedlicher Zielvorstellungen: Die Linksgruppen zersplittern in etliche Kleinparteien, darunter maoistische, kommunistische oder trotzkistische Stränge. König ordnet sich den »freischwebenden Linken« zu. Aus der Fraktionierung schießt auch eine Wurzel in den Untergrund, die mit ihrer immer extremeren Systemkritik schließlich in Form des terroristischen Kampfes der RAF aus dem Boden bricht. Regensburg bleibt von solchen radikalen Irrungen verschont.

Nicht für alle Studenten spielt die 68er-Bewegung eine bedeutende Rolle. Es gibt auch die, die das Aufbegehren der Linken kritisch sehen – oder jene, an denen die Protestbewegung vorbeigeht. »Mich hat das alles nicht sonderlich interessiert«, sagt etwa Maximilian Raab, der in den frühen 70er Jahren in Regensburg Jura studiert. Raab bestellt im Café *Moritz* einen Latte macchiato und blickt aufmerksam durch seine randlosen Brillengläser. »Ich komme aus der Passauer Gegend, einem sehr konservativ ausgerichteten Gymnasium mit reicher Tradition und dicken Mauern, an der die Sturm-und-Drang-Zeit der 68er vorbeigegangen ist.« So geprägt wechselt Raab an die Regensburger Uni und staunt ob der Meinungsvielfalt: »Das ganze Hinterfragen von Autoritäten, Institutionen und Werten – das war für mich ein bisschen ungewöhnlich.«

Von der schwarzen Festung zur roten Insel

Mittlerweile machen sich an den Hochschulen die Einflüsse eines systemkritischen, teilweise marxistischen Denkens bemerkbar. Auch in Regensburg, wo es bisher noch keine Primärtugend ist, das Althergebrachte in Frage zu stellen: Nach dem Pölnitz-Eklat entpuppt sich auch dessen Nachfolger nicht gerade als toleranter Reformator. Rektor Franz Mayer beharrt darauf, als »Magnifizenz« angesprochen zu werden. Von ihm kursiert die Aussage, Freimaurer, Liberale und Sozialdemokraten hätten an seiner Uni nichts zu suchen. Die Assistenten bezeichnet er als »Gesindel«, das Verwaltungspersonal als »Gesinde«. Der Uni Regensburg haftet alsbald der Ruf einer tiefschwarzen Festung an.

Bis zu jenem Sommertag im Juni des Jahres 1971, als ein Paukenschlag die bayerische Politik-Idylle erschüttert. Im Universitätsarchiv befinden sich heute noch Dokumente, die einen Hauch des damaligen Zeitgeistes zu vermitteln vermögen, darunter mit der Schreibmaschine verfasste Flugblätter der Allgemeinen Studentenausschüsse oder ausgeschnittene Zeitungs- ▹▹

Studentenzeitungen der 70er aus einem Nachlass, der der Universitätsbibliothek gehört. / Fotos: Geier

Obermair auf einem Bild von Hanske im *Bayernkurier* vom 26. Juni 1971. / Foto: Geier (Quelle: Uniarchiv, SL Benz/AStA, ZAS 1)

»Von Jimi Hendrix konnten sie nichts wissen«

Die Lautschrift hat Gustav Max Obermair (78), Rektor der Regensburger Uni 1971-73, in Swakopmund, Namibia, erreicht, wo der emeritierte Professor heute mit seiner Frau lebt. Ein Kurzinterview über Kämpfe zwischen links und rechts und die Folgen einer zu revolutionären Fortschrittlichkeit.

Die Zeitungen haben zu Ihrem Amtsantritt teilweise den (linken) Teufel an die Wand gemalt und einen radikalen Linksruck befürchtet. Von einer »Bolschewisierung« der UR war gar die Rede. Welche linkspolitischen Standpunkte hatten Sie damals, die das ausgelöst haben?

Die »Bolschewisierung« bestand darin, dass die Hochschul-Linke die seit den 50er Jahren immer weiter vordringende Herrschaft der Kapitalinteressen in Gesellschaft und Wissenschaft nun offen und mit guten Argumenten angriff; die nur ihren kleinen Acker bebauenden, aller Politik abholden »bürgerlichen« Professoren verstanden gar nicht, worum es artikel.* Anfang der 70er überschlagen sich die Ereignisse: »Marx im Bayerischen Wald«, titelt die *ZEIT* 1971, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (*FAZ*) orakelt von einer Linksdrift an der Uni Regensburg und der *Bayernkurier*, das CSU-Hausblatt, befürchtet gar die »Umfunktionierung der UR in eine sozialistische Kaderschule«. Gustav Max Obermair, 36, ein linker Physik-Professor, war zum Rektor gewählt worden.

Der Reihe nach: Rektor Mayer hatte das Gesindel vergrault, ihm folgt 1968 der gemäßigte Professor Karl-Heinz Pollok als Unileiter, ein Mann der Mitte, dem es gelingt, ein labiles Gleichgewicht zwischen dem linken und rechten Flügel der Universität zu halten. Seine Amtszeit beschert Regensburg eine revolutionäre Änderung der Universitätsverfassung, die ein so progressives Mitbestimmungsmodell hervorbringt, dass sie in die bayerische Geschichte eingeht. Durch die sogenannte Viertelparität kommen in den maßgeblichen Gremien auf je zwei Professoren ein Assistent und ein Student. Das System mache die Universität zur am stärksten linksgefährdeten Uni im ganzen Bundesland, schreibt 1971 die *FAZ*.

In Regensburg beginnt jetzt eine Ära, in der die Studentenzeitungen Namen tragen wie *Audimarx*, *Roter Schrittmacher* oder *Der Literot*. Hochschulgruppen wie der *MSB Spartakus* publizieren eine Flut

* Die Dokumente stammen aus einem Nachlass, der im Archiv der Uni Regensburg unter der Bezeichnung »Sammlung Benz/AStA« auffind- und nachlesbar ist. Die hier aus dem Archiv zitierten Zeitungsartikel tragen die Signaturen UAR SL-Benz/AStA ZAS.

da angeblich ging, und die Pressefreiheit bedeutete wieder, wie das Tucholsky schon 50 Jahre früher festgestellt hatte, die Freiheit reicher Leute, ihre Meinung drucken zu lassen. Wie berechtigt diese Kritik gerade in Bezug auf die Wissenschaft war, zeigt sich heute verstärkt, wenn etwa ein Pharmakonzern die gesamte einschlägige Forschung einer großen Universität wie in Köln beherrschen kann, natürlich nur zum Besten der Menschheit – in den reichen Ländern!

In einem Bayernkurier-Artikel befindet sich auch ein Bild von Ihnen in Ihrem Arbeitszimmer; die Bildzeile erwähnt ein Plakat im Hintergrund, das einen Black-Panther-Führer zeige. Sie wussten sicherlich, wie das erzkonservative CSU-Blatt so etwas aufnehmen würde. Wollten Sie die konservative Seite der damaligen Zeit durch eine gewisse provokante Selbstinszenierung auch bewusst herausfordern?

Der *Bayernkurier* irrte sich wie so oft: Das weltberühmte Plakat in meinem Arbeitszimmer zeigte nicht einen Black-Panther-Führer, sondern Jimi Hendrix – von diesem früh verglühten Weltstern konnte man natürlich im Hofbräuhaus nichts wissen. Und natürlich war die schwarze Rockmusik eine Provokation, in den USA auch eng verbunden mit der Bürgerrechtsbewegung der Afroamerikaner; für diese Bewegung hatte ich mich in den USA eingesetzt, bis hin zu einer kurzzeitigen Verhaftung 1969 wegen Unterstützung eines für illegal erklärten Streiks schwarzer Krankenhausarbeiter gegen ihre Hungerlöhne.

Das Regensburger Mitbestimmungsmodell, das Ihre Wahl ermöglicht hat, war damals in Bayern einzigartig – und ist es bis heute. Seit der Reform des Hochschulgesetzes 1973 hat das studentische Wort kaum noch Gewicht. Die ZEIT schreibt 1971, die Wahl Obermairs sei für die reaktionären Kräfte der willkommene Anlass gewesen, dem Kultusminister den »Verfall« der Universität vor Augen zu führen und die studentische Mitbestimmung radikal einzuschränken. War das Regensburger Modell vielleicht zu liberal für die Zeit und Ihre Wahl zu progressiv?

Da hatte die *ZEIT* 1971 leider ganz recht: Unter Federführung des *Bundes Freiheit der Wissenschaft* (politisch konservativer Verein, der 1970 als Antwort auf die Studentenbewegung gegründet wurde, um den eingeleiteten Hochschulreformen entgegenzuwirken; Anm. d. Red.) wurde die offenbar brandgefährliche Mitwirkung von erwachsenen Studierenden am Inhalt ihrer Arbeit weitgehend abgeschafft. Ein Fürst Lobkowitz, damals Rektor in München, sagte einmal sehr treffend: »Gewisse Artikel im Bayerischen Hochschulgesetz kann man nur verstehen, wenn man weiß, dass in Regensburg einmal Obermair zum Rektor gewählt wurde.«

Interview: Moritz Geier

an politischen Schriften und Pamphleten. In der Unibibliothek kann man sich heute noch Exemplare solcher roten Blätter anschauen. Die linksliberale Fraktion an der Uni macht mit dem Plan von sich Reden, sozialwissenschaftliche Grundkurse für alle Lehramtsstudenten einzuführen. In Seminaren wie *Politische Ökonomie* oder *Sozialisation* sollen auch marxistische Theoriekonzepte diskutiert werden. König gefällt die Idee: »Das war im Grunde genommen ein Studium generale, gesellschaftswissenschaftliche Kenntnisse hätten auch den Lehrern nicht geschadet. Vom Inhalt waren die gar nicht so fürchterlich; was abschreckend wirkte, waren die Etiketten, die ihnen aufgeprägt wurden.« Nicht-Linke sehen das anders: Es gibt Stimmen, die von einer »Gefahr der Indoktrinierung« sprechen, andere tun das Vorhaben als »idiotischen Unsinn« ab und lassen die Debatte links liegen. Der Plan scheitert.

Und wenn er aber kommt?

Kein Plan steht hinter Obermairs Abstimmungserfolg: An jenem Junitag 1971 ist die Wiederwahl Polloks eigentlich beschlossene Sache. Viele Professoren erscheinen gar nicht zum Urnengang, zumal es einen Gegenkandidaten überhaupt nicht gibt – bis sich nach langem Suchen Obermair aufstellen lässt, um der Prozedur eine demokratische Note zu verleihen. Am nächsten Tag die faustdicke Überraschung: Obermair wird mit einer Stimme Mehrheit zum neuen Rektor gewählt! Der *Bayernkurier* glaubt einen »von roter Hand vorbereiteten Coup« zu erkennen und prophezeit einen beispiellosen Zulauf radikaler Studenten nach Regensburg. Obermair polarisiert. Seinen Rauschebart trägt er im Karl-Marx-Stil, die *FAZ* schreibt über ihn, ihm gefalle es, sich in seinem äußeren Habitus demjenigen der meisten Studenten anzupassen. Zu Hause schleichen seine zwei Kater um das alte Bauernhaus. Der eine heißt Marx, der andere Lenin. Erst kurz vor der Wahl war Obermair von einem dreijährigen Aufenthalt in den USA zurückgekehrt, wo er sich auch für die Bürgerrechte der Afroamerikaner einsetzte (siehe nebenstehendes Kurzinterview).

Wenn Obermair, den die *Lautschrift* in Namibia kontaktiert hat, heute auf seine Amtszeit zurückblickt, fällt sein Fazit ernüchternd aus. Der Rektor sei letztlich nur eine Art Symbolfigur mit äußerst beschränkter Handlungsfreiheit zwischen Ministerium und konservativem Professorenflügel, sagt er. »In diesem Umfeld habe ich vielleicht bestenfalls erreicht, dass ein etwas weniger autoritärer Stil und Umgang eine Zeit lang üblich wurde, dass auch ein *non habilitatus* als *homo* anerkannt wurde und eine Politische Ökonomie mit marxistischen Theoriekonzepten zumindest hochschulöffentlich diskutierbar wurde.«

Im größten Hörsaal der Uni liefert sich der Jungrektor Redeschlachten mit konservativen Professoren. »Ich habe ihn bei einem Duell mit dem Geschichtsprofessor Lippold gesehen. Der hat keinen Stich gemacht, Gustav war rhetorisch unglaublich brillant«, sagt König. In den Debatten geht es laut Obermair vor allem um »den seit Beginn der Industrialisierung virulenten Gegensatz von Kapital und Arbeit und darum, wie weit dieser fundamentale Konflikt in seinen neuen Erscheinungsformen auch von der Wissenschaft in Deutschland wieder – wie vor 1933 – diskutiert werden müsste«. Dass die Uni in eine extrem linke Richtung rutschte, wie die Zeitungen unkten, findet König »einen Schmarrn«. Ihr sei höchstens das Etikett aufgeprägt worden, ohne dass es dafür einen realen Hintergrund gegeben habe. König ist noch mit Obermair befreundet. »Er war halt ein linksliberaler Sozialdemokrat«, sagt er – und das sei schon zu rot für Schwarz gewesen.

Unter den Studierenden gehen die Meinungen über den Rektor weit auseinander. Manche verorten Obermair »extrem links«, andere sehen in ihm vor allem einen Paradiesvogel: »Mit seiner Barttracht, seinen Jeans hat er so gar nicht dem Bild eines Professors entsprochen«, erzählt Raab. »Ich habe im Rahmen meines Studiums Professor Mayer kennengelernt, den früheren Rektor, der natürlich dem Weltbild gerecht wurde, das ich gewohnt war: Da war wieder die Autorität, die so aufgetreten ist, so gekleidet war, wie man sich einen Professor vorgestellt hat«. Der heute 63-jährige Raab glaubt nicht, dass das Aufsehen, das Obermair erregte, auf mögliche extrem marxistische oder gar radikale Tendenzen zurückging. »Jeder, der ein bisschen aus der Reihe gedacht hat, ist damals stark aufgefallen. Obermair war einer, der Institutionen hinterfragt und unbequeme Fragen gestellt hat: Das war einfach außergewöhnlich.« Sicherlich habe der Ex-Rektor anecken, auch provozieren wollen – »aber nicht bösartig«. Heute, so glaubt Raab, würde Obermair nicht mehr auffallen. Ein Querdenker also, der seiner Zeit weit voraus war?

Das »rote Regensburg« wird totgeschwiegen

1973 enden Obermairs Rektorjahre, das neue Bayerische Hochschulgesetz pulverisiert in ebenjenem Jahr das progressive Regensburger Mitbestimmungsmodell. »Die Gunst der Stunde war vorbei«, meint Obermair heute im Rückblick, schon bei seiner Wahl hatte er befürchtet, dass sie »der letzte progressive Akt für lange Zeit« bleiben würde. Bis 2002 lehrt Obermair als Professor für Theoretische Physik an der Uni Regensburg. Heute scheint sich an das »rote Regensburg« und Obermairs Amtszeit keiner mehr erinnern zu wollen. In der Chronik der Uni im Vorlesungsverzeichnis werden nach 1973 über viele Jahre hinweg weder die Reformsatzung noch die Studentenbewegung in Regensburg noch sein Name erwähnt, erzählt er selbst. Er ist überzeugt, dass die Zeit bewusst verschwiegen wurde. »Weil nicht sein kann, was nicht sein darf! Sehr wichtig ist das nach 40 Jahren nun wirklich nicht mehr, aber doch bezeichnend für die Epoche.«

Auf der Uni-Homepage kann man eine Liste aller bisherigen Rektoren finden. Alle sind dort mit Bildern aufgeführt. Nur bei Pollok und Gustav Obermair fehlt das Konterfei.

Teil II der großen Lautschrift-Serie »In grauer Vorzeit« erscheint in der kommenden Sommersemester-Ausgabe. Darin: Was geschah als der AStA 1969 einen NPD-Abgeordneten zu einem Vortrag einlud? Und: »Um den linken Sumpf trockenzulegen«, schafft die bayerische Politik 1973 die Verfasste Studierendenschaft ab.

Mit 30 Leuten in der Vorlesung – vor 30 000 im Stadion

INTERVIEW Christoph Pflock

Oliver Hein (22) spielt beim Jahn Regensburg im defensiven Mittelfeld. An der Universität Regensburg studiert er neben seiner Karriere als Fußballprofi Mathematik. Mit der *Lautschrift* spricht er über sein Leben zwischen Stadion und Hörsaal.

Olli, was wird schwieriger: dein Mathematikstudium oder der Klassenerhalt mit dem Jahn in dieser Saison?

Anhand der momentanen Situation ist der Klassenerhalt auf jeden Fall eine große Aufgabe für unsere Mannschaft und den ganzen Verein. Jeder Einzelne muss da mehr bringen als in der Vorrunde und die Mannschaft muss hauptsächlich im Kollektiv besser funktionieren. Wir haben ganz bestimmt die Möglichkeit mit unserer Mannschaft in der Zweiten Liga zu bleiben. Wir haben gesehen, dass wir spielerisch mithalten können.

Wie schwer ist es nach einem anstrengenden Training noch in die Uni zu gehen?

Das ist sehr anstrengend. Aber meine Motivation ist, meinen Abschluss zu machen. Ich studiere ja nicht, um Studiengebühren zu zahlen. Da ich ein Fernstudium mache, kann ich mir den Aufwand aber relativ gut einteilen. Vorgegeben ist, dass man drei bis vier Stunden pro Tag mit seinem Studium beschäftigt sein soll. Wie jeder Student mache ich mal mehr und mal weniger.

Bist du auch im Spiel der Stratege, der alle Spielsituationen durchrechnet?

Das Schöne an der Mathematik ist, dass es für alle Probleme eine Lösung gibt. Das ist im Fußball nicht so. Da gibt es für ein Problem mehrere Lösungen. Darin liegt der Unterschied zwischen Fußball und Mathe. Sicher spiele ich auf einer Position, auf der man mental fit sein muss. Es spielt sich ja überall um einen herum, hinten, vorne, rechts und links, einiges ab. Mit meinem Studium habe ich da einen guten Ausgleich und das tut mir ganz gut.

Du verdienst als Zweitligaprofi mehr als die meisten anderen Studenten. Kommen da bei dir nicht Zweifel auf, warum du überhaupt noch studierst?

Klar denke ich mir das ab und zu. Aber ich weiß, dass das nur die eine Seite der Medaille ist. Die Kehrseite schaut anders aus, besonders wenn man älter wird. Aber ich bin mittlerweile soweit, dass ich einen

Das Runde muss ins Eckige: Olli Hein kickt auch die Unikugel. / Fotos: Brunner

konkreten Lebensplan habe. Ich bin keiner, der vor sich hin lebt. Und nur mit Fußball sein Geld zu verdienen, funktioniert nicht oder zumindest nur dann, wenn man den großen Sprung schafft. Für mich wird es sehr, sehr schwer, den Sprung nach ganz oben zu schaffen. Da bleibe ich realistisch. Es war auch nie mein Ziel. Ich spiele Fußball, weil es mir Spaß macht. Was dann nebenbei herausspringt, ist, wie man in Bayern sagt, ein Zuckerl.

Was wäre dein Plan gewesen, wenn es mit dem Fußball nicht geklappt hätte?

Ich wäre mit ziemlicher Sicherheit Lehrer für Mathematik und Sport geworden. Das Studium habe ich sogar noch begonnen. Da war ich zwar schon im Profikader, aber ich habe noch nicht gewusst, ob ich wirklich den Durchbruch schaffe. Leider habe ich das Studium aber aufgrund von Zeitmangel wieder schnell auf Eis gelegt, weil es sehr schwer war, die Anwesenheitspflicht bei den Sportkursen zu erfüllen. Zum Glück war die Entscheidung, das Lehramtsstudium abzubrechen, im Nachhinein die richtige.

Was steht bei dir momentan an erster Stelle: dein Studium oder deine Profikarriere?

Ich glaube, ich habe da einen guten Mittelweg für mich gefunden. Momentan ist der Fußball für mich sicher wichtiger, vor allem weil mir das Spielen wahnsinnig Spaß macht. Beim Fußball bin ich auf dem Platz ich selbst. Vor allem letztes Jahr habe ich gesehen, dass der Sport zu mir gehört. Der Erfolg, den wir uns durch harte Arbeit redlich verdient haben, obwohl keiner mit uns gerechnet hat, ist für mich persönlich die Erfüllung.

Kannst du als Fußballprofi noch das nächtliche Studentenleben genießen?

Partys sind seit dem Aufstieg eher Mangelware. Größtenteils geht man doch immer wieder an die Uni, um sich mit alten Freunden zu treffen, die hier studieren. Meistens aber nur zum Kaffee. So ein gewisser Ausgleich zum Fußball ist mir wichtig. Man darf sich nicht nur auf das Eine fixieren.

Wie empfindest du den Kontrast, wenn du am Wochenende noch vor 30 000 Zuschauern spielst und dann während der Woche mit 30 Kommilitonen in der Vorlesung sitzt?

Für mich ist das eine schöne Abwechslung. Klar ist es cool, vor 30 000 Zuschauern oder daheim vor vollem Haus zu spielen und die ganze Euphorie mitzunehmen. Aber ich brauche immer wieder Abstand, sonst wird es mir zu viel, vor allem weil ich das noch nicht so gewohnt bin. Mir tut es dann gut, wenn ich einfach mal unter Freunden bin und abschalten kann. Besonders schön daran ist, nicht über Fußball reden zu müssen.

Fühlst du dich unter Druck, wenn du vor so vielen Zuschauern spielst?

Druck ist natürlich immer da. Sowohl im Studium als auch im Spiel. Da ist es egal, ob ich Kreisliga oder Zweite Liga spiele. Das Entscheidende ist, mit dem Druck umgehen zu können. Ich werde oft gefragt, wie es ist, vor 30 000 Zuschauern oder vor ausverkauftem Haus zu spielen. Ob ich überhaupt höre, was die Fans schreien oder singen. Das bekomme ich natürlich vor dem Spiel mit, in der Pause und nach dem Spiel, aber wenn ich den Pfiff höre, fokussiere ich mich ganz auf den Fußball. Deswegen bin ich auch keiner, der vom Druck zusammenbricht. Ich kann mich nur an eine Situation erinnern, in der ich wirklich nervös war und zwar in der Relegation, im Rückspiel gegen Karlsruhe.

Was stellst Du dir nach deiner aktiven Karriere als Profi vor?

Auf jeden Fall könnte ich mir vorstellen in der freien Wirtschaft zu arbeiten. Über Sponsoren hat man da als Spieler ganz gute Kontakte. Vielleicht besuche ich noch ein paar erziehungswissenschaftliche Veranstaltungen und werde wirklich noch Lehrer. Als Trainer werde ich später sicherlich nicht arbeiten, das schließe ich aus.

Wenn du wissen willst, wie Olivers Erinnerungen an die Aufstiegsfeier aussehen und was er über die Abgänge von Trainer Weinzierl und Teamkollege Schweinsteiger denkt, kannst du die ausführlichere Version des Interviews auf unserer Webseite lesen:

www.lautschrift.org/hein

TEXT Johannes Hofmann

Leidenschaftlich rastlos, *rastlos leidenschaftlich*

Zwei Drittel der befragten Studierenden wussten in unserer Umfrage für die letzte Wintersemester-Ausgabe der ***Lautschrift*** nicht, wie unser aktueller Rektor heißt. Seit den Neuwahlen im Juli 2012 ist bekannt, dass der Amerikanistik-Professor Udo Hebel ab 1. April dieses Jahres Thomas Strothotte als Leiter der Uni Regensburg ablösen wird. Welche Hebel der neue Rektor umlegen will und warum die Uni zu ***Jurassic Park*** wird.

Ein Porträt.

Thank you for your message. I am on sabbatical and away from my office through 20 November.« Eine Sache wird schnell klar: Professor Doktor Udo Hebel ist schwer beschäftigt. Von der ersten Kontaktaufnahme bis zum Interview vergehen mehr als zwei Wochen; einige knappe Emails und ein zufälliges Treffen auf dem Gang der Amerikanistik sind nötig, um den Rastlosen einzufangen.

Er benutzt mehr Anglizismen als Atempausen

Mittlerweile ist die jährliche Konferenz der *American Studies Association*, die diesmal auf Puerto Rico stattfand, vorbei und Hebel ist zurück an seinem Arbeitsplatz in PT 3.2.73. Hebel mag die Auslastung: »Mir gefällt es, mehrere Projekte gleichzeitig zu haben.« Neben dem Lehrstuhl in der Amerikanistik bestimmen weitere Ämter seinen Alltag: Unter anderem ist er auch Forschungsdekan und Präsident der *German Association for American Studies*. Ab dem 1. April 2013 startet Hebels größtes Projekt und er wird für acht Semester, Wiederwahl zulässig, das Amt des Unirektors bekleiden.

Donnerstag, 15 Uhr. »Einen Moment bitte, Herr Hebel ist noch kurz in einer Besprechung«, sagt die Sekretärin. Nach einigen Minuten werde ich von Hebel persönlich empfangen und wir gehen durch das Vorzimmer in sein Büro. »Nehmen Sie Platz. Ich bin gleich soweit«, sagt er, während er noch kurz seine Brille aufsetzt, um sein Handy zu bedienen. Hebel nimmt an dem runden Tisch vor seiner Eckbibliothek Platz und überschlägt die Beine.

Im Vorfeld haben mir Hebels Kolleginnen und Kollegen von seiner »unendlichen Leidenschaft« für Amerika erzählt. Als ich ihn frage, wie es in Puerto Rico auf der Tagung gewesen sei, merke ich, was sie meinten: In einem minutenlangen Monolog beschreibt Hebel jegliche Details der Konferenz; er benutzt mehr Anglizismen als Atempausen und fast zehn Minuten vergehen, ohne auch nur die erste Frage zu seiner Person gestellt zu haben.

Udo Hebel, Jahrgang 1956, verbringt seine Jugendjahre in Rheinland-Pfalz. Während seines ersten Amerika-Aufenthalts 1974 habe er seine Liebe zu den USA und deren Offenheit, vor allem aber auch Potential entdeckt. In Mainz studiert er Lehramt Englisch und Deutsch. Auf die Frage nach etwaigen Sünden während seiner Studienzeit geht er zunächst nicht ein, erzählt aber dann grinsend: »Natürlich gab es da welche – aber keine, die nicht abertausend andere auch begangen hätten.« Obwohl er laut eigenen Aussagen »praktisch äußerst unmusikalisch« ist, spielt die Musik während seiner Schul- und Studienzeit und auch heute noch eine große Rolle. Als das Wort »Reggae« fällt, lacht er laut auf und gibt zu, dass ihm diese Musik damals sehr gut gefallen hat. Neil Young und Bob Dylan verehrt Hebel auch heute noch. Richtige Idole während seiner Jugendjahre hatte er zwar nicht, von dem Bürgerrechtler Robert F. Kennedy, dem Bruder des ehemaligen Präsidenten, und dessen Persönlichkeit war und ist Hebel aber sehr begeistert.

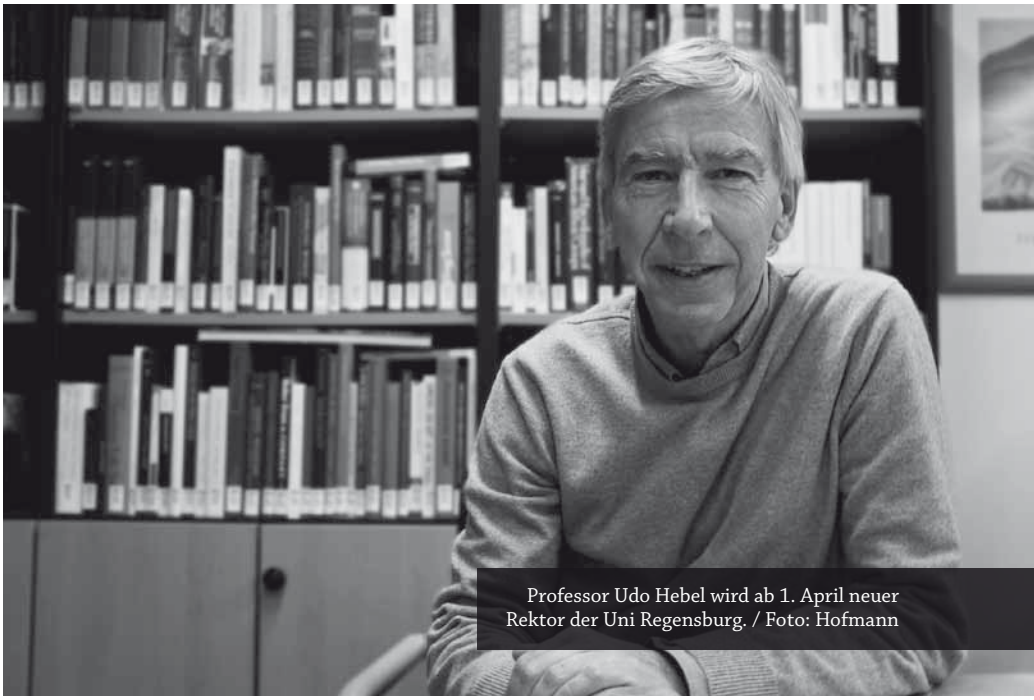
»Kompromisse sind wichtig«

Nach dem zweiten Staatsexamen in Bad Kreuznach folgen 1988 Promotion und 1995 Habilitation, beide in Mainz. Dazwischen liegen viele Aufenthalte in den Vereinigten Staaten, unter anderem lehrt Hebel an den Universitäten Harvard und Michigan, reist aber auch privat *road-trip-style* quer durchs Land. Nach Professuren in Potsdam und Freiburg kommt Hebel mit seiner Frau Christine Moreth-

Hebel und seinem Sohn Tobias, der heute im siebten Semester Medizin studiert, 1998 nach Regensburg. Trotz Angeboten aus Mainz und Freiburg ist er Regensburg seitdem treu geblieben.

Nach mehr als 14 Jahren wurde er jetzt also zum Rektor gewählt. Auf die Frage, ob er aufgeregt sei, folgt ein kurzes Schweigen. Als er schließlich antwortet, tut er sich immer noch sichtlich schwer, das Gefühl treffend zu beschreiben: »Ich glaube, ‚gespannt' ist das treffendste Wort. Gespannt, wie alles dann letztlich sein wird.« Als Prorektor konnte er sich bereits von 2006 bis 2008 in der Universitätsleitung einen Überblick über sein zukünftiges Tätigkeitsfeld verschaffen, insofern kenne er schon einige der Abläufe.

Nach Hebels Programmvorstellung vor dem Studentischen Konvent drangen auch kritische Stimmen aus dem Gremium. Etwas oberflächlich sei der Vortrag gewesen. Mir erklärt Hebel, dass ihm die Internationalisierung der Uni am wichtigsten sei. Dabei hantiert er mit Schlagworten wie »globale Kooperation« und »nützliche Auslandsaufenthalte«. Mit einer stärkeren Verankerung der Universität in Stadt und Region möchte er Regensburg und ihre wirtschaftlichen Unternehmen für Studierende – etwa durch Praktika – zugänglicher machen. Nachwuchsförderung bedeutet für Hebel einerseits Promotionsmöglichkeiten zu erweitern und andererseits auch die Vereinbarkeit von Familie und Studium zu verbessern. Auch die Studiengebühren beschäftigen Hebel: »Man kann nicht leugnen, dass Studienbeiträge zur Verbesserung der Uni, wie beispielsweise durch mehr Personal und bessere Computerausstattung geführt haben«. Falls sie wegfallen, müsse der Freistaat unbedingt eine Möglichkeit zur vollen Kompensierung finden. »Am wichtigsten ist mir aber die enge Zusammenarbeit mit den Studenten«, sagt Hebel. Als konkretes Beispiel nennt er die Umgestaltung des Modulaufbaus im Englischstudium: »Vor einigen Semester waren sechs Studenten, ein Kollege und ich in diesem Büro und haben besprochen, was geändert werden müsse. Ergebnis war unter anderem, dass Einführungsvorlesungen zwar bestanden, aber nicht gewertet werden müssen. Solche Kompromisse sind mir wichtig.«



Professor Udo Hebel wird ab 1. April neuer Rektor der Uni Regensburg. / Foto: Hofmann

Diese Zusammenarbeit wird bereits von Englischstudenten sehr geschätzt. In einer Englisch-Facebookgruppe bat ich Kommilitonen mir Nachrichten mit persönlichen Erfahrungen mit dem zukünftigen Rektor zu schicken. Eine Studentin erinnert sich an eine Situation nach einer Klausur: »Er kam aus dem Hörsaal und hat uns Studenten gezielt gefragt, wie wir die Klausur fanden, ob das Niveau okay war oder man was verbessern könnte. Ich finde, das zeigt sein Engagement und auch, dass er unsere Meinung schätzt.« Eine weitere Studentin erzählt, dass Hebel sie an einen Dinosaurier erinnere: »Vielleicht weil ich ihn so furchtbar weise, aber auch süß und lieb finde und das mit Dinos in Verbindung bringe. Jedenfalls habe ich mich dank ihm und seiner Begeisterung erst näher mit Amerika beschäftigt, dafür bin ich ihm echt dankbar.«

»Er ist definitiv eine Autoritätsperson, aber nahbar!«

Auch seine unmittelbaren Kolleginnen und Kollegen sind begeistert von seinem »unvorstellbarem Wissen« auf dem Gebiet der Amerikanistik. »Es ist ein Privileg, mit ihm zu arbeiten. Er ist definitiv eine Autoritätsperson, aber gleichzeitig nahbar«, sagt Susanne Leikam. Nach möglichen Schwächen muss ich Hebel selbst fragen. Ein ziemlicher Dickkopf könne er sein, sagt er, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt habe. »Aber das muss ja nicht immer unbedingt schlecht sein. Ich glaube auch, dass ich früher etwas sagen könnte, wenn etwas nicht so läuft wie es soll, aber ich habe immer großes Vertrauen in die Menschen.« Ähnliche Worte fielen auch von Mitarbeitern – sie nannten seine strikte Zielsetzung in der Amerikanistik aber als Stärke.

Neben dem Beruf bleibt Hebel nicht viel Zeit. Gelegentlich geht er zum Laufen. Die meisten seiner Interessen sind aber mit der Amerikanistik verknüpft. Auch privat liest er sehr gerne amerikanische Literatur. Sein Lieblingsbuch? »Das ist wirklich schwierig. Das kommt schon fast ein wenig populistisch, aber ich kann nicht leugnen, dass das Buch schon wirklich klasse ist: *The Great Gatsby*.« Und Lieblingsfilm? »*Alexis Sorbas*, eindeutig.« Die Handlung um Freundschaft, Liebe, Selbstmord und Lynchjustiz spielt in Griechenland, neben den Vereinigten Staaten Hebels liebstes Reiseziel.

Nach einer Stunde muss der Rastlose zum nächsten Termin und ist sichtlich in Eile. Während er seine Sachen packt, fragt er, ob ich denn schon *Alexis Sorbas* gesehen hätte, was ich verneine. Wieder blitzen Hebels Augen auf und er fängt an zu erzählen, geht auf die einzelnen Charaktere und das philosophische Konzept des Films ein, die Ästhetik und das überwältigende Ende ... Es scheint, als vergesse er, dass er weg muss. Der Dino ist in seinem Element.

INTERVIEW Andrea Haller

Illustration: Christian Basl

»The Republican Party is too controlled by the religious right«

Der Elefant im Porzellanladen:

Die Republikaner haben im amerikanischen Wahlkampf gerade hierzulande einen Eindruck zwischen Skurrilität und Tollpatschigkeit hinterlassen. Im Vorwahlkampf hatten sich die Kandidaten reihenweise derart blamiert, dass sie am Ende nur auf Youtube landeten. Und dann verstörten zwei republikanische Senatskandidaten im Zuge der Abtreibungsdebatte mit ihrem abstrusen Gefasel über einen natürlichen Schwangerschaftsabwehrmechanismus bei vergewaltigten Frauen. Kann eine Partei noch wählbar sein, die sich mit scheinbar veralteten Ansichten und bizarren Äußerungen ganze Wählergruppen wie Frauen, Latinos und Homosexuelle vergrault? Unsere Autorin, die gerade ein Semester in Norton, Massachusetts, verbringt, hat sich mit einem jungen Republikaner getroffen, um genau diesen Fragen auf den Grund zu gehen: Was macht einen Republikaner aus? Und was überzeugt ihn von dieser Partei? Um die Authentizität des Textes zu wahren, verzichtet die Lautschrift auf eine Übersetzung aus dem Englischen.

Brian, what makes you a Republican?

I vote for the Republican Party because I think lower taxes are generally better than higher taxes. I believe in nationalism rather than broad internationalism, as well as a strong foreign policy abroad. I believe that one should try and encourage entrepreneurship and business investment and the best way to do that is with minimum regulation.

Do you agree with every aspect of the Party's policies?

I am not a social conservative; I disagree with the Republican Party's position on most of the major social issues like abortion, gay marriage, immigration. I think in recent years the Republican Party has become too controlled by the religious right. This has become harmful for the Republican Party and is one of the reasons why it has been losing a lot of elections recently. Compared to some people of the Republican Party, I'm probably more skeptical about nation-building and long-term involvement in foreign countries. But broadly speaking, I agree with most parts of its fiscal and foreign policy.

Many Germans do not understand why so many Americans vote for a party that opposes pre-marital sex, abortion and gay marriage – just as you said. It seems out-of-date.

Here is what I say to this: There is a major chunk in the Republican Party that has strong religious fundamentalist values – that

part of the Party is concentrated in the Southern United States and parts of the Midwest. Whenever the Republican Party has held power – during the years of George W. Bush, George W. Bush, Sr. and Ronald Reagan – there has been no attempt to roll back abortion rights, nor to ban birth control or pre-marital sex. I think the leadership of the Republican Party generally has a broader, more cosmopolitan set of beliefs. Obviously, there are exceptions, though.

So you think it is more of a stereotype that the Republican Party has extremist points of view on these issues?

Like most stereotypes it does, unfortunately, have its basis in reality. Below the Mason-Dixon line and more in the West are deep pockets of right-wing religious actors but I don't think this defines the Party as a whole.

What is your evaluation of Obama's first term as President?

That's a hard question to answer quickly. I think it's an admirable goal to try and expand health insurance coverage. However, the way it is implemented and the issue of financing it through severe tax increases that will have a great impact on only a small minority, while the majority remain unaffected by them, is something I find problematic. I'm very skeptical about the ability of Obama Care to control costs. Going into foreign policy I think he did a lot of things right. It is a continuation of the Bush foreign policy: a continued drawdown from troops in Iraq and an increased use of Drone strikes.

So you are in favor of America's active engagement in the world?

Yes, and I think Obama has done that pretty well. Where I think he has been less successful is with his involvement in the Middle East. He has moved the focus to the Pacific in order to contain China. This has led to a couple of problems, in my opinion: It looks like Iran is closer to obtaining nuclear weapons than ever before, which will have effects on Middle Eastern security, making them able to directly compete with Israel for the first time. That would be very bad. His mistake – if you ask me – was in slowly increasing the sanctions over time rather than starting at a very high level. Some of the Republican criticism of Barack Obama is rather silly though; some of it is rooted in a strong nationalism.

What were your feelings and experiences during the election night when it became clear that Obama would win?

Obama had the lead in all of the swing states, so on Election Day I wasn't surprised. I was surprised how much the Republican Party lost. I think the reason they lost so broadly was, firstly, because of image mistakes the Romney campaign made. Secondly, the Republican Party has become too identified with evangelical Christianity and with beliefs of a very narrow amount of Republicans. Those beliefs do not play under the Bible belt. The problem is, when Republican Senate candidates like Todd Akin, a man who talked about legitimate rape, and Richard Mourdock, who talked about rape pregnancies being a gift from God, are elected. Neither one of those were candidates that the national Republican leaders wanted. However, the problem is the way we choose those people: There is a party primary where all the Republicans from one state get to vote in an election to see what Republican will run against the Democrats. The turnout is really low, because it's on workdays and not publicized. The people who do vote are the most extreme. Those people nominate the most extreme religiously influenced Republicans. I hope the Republican Party will learn from that and move away from those religiously influenced evangelical values.

So you agree that the Republican Party has moved too far to the right?

On social issues: yes. It is very hard to appeal to a broad percentage of Americans with the beliefs they have on abortion, birth control and gay marriage. Although about half of all Americans oppose abortion, nearly all of them are pro birth control. There are always going to be people in any political party who say strange things. The problem comes when other people of the party don't loudly condemn them. That didn't happen this time. I think that was a mistake.

It was said during and after the elections that the Republican Party has become so conservative that it no longer has any appeal to ethnic minorities like the Hispanics – who are relatively conservative in their values.

That's true. Mitt Romney lost Asian Americans by over 40 points, lost Hispanic Americans by similar margins. That's relatively new – George W. Bush was very competitive with the Hispanic voters. One reason might be that the identity of Hispanic voters is changing. There are more second and third generation Hispanics now who have developed more mainstream and liberal attitudes. As the Hispanic community has moved farther to the left on social issues, the Republican Party has moved farther to the right. On immigration we had to give in to some hardliner voices. It is very hard to tell people: »We don't like you« – and then prevent them from voting for the other guy.

The expression »reach across the aisle« was used a lot after the election – do you think it will be possible for both parties to find compromises?

I hope so, but I am rather skeptical about that. We have the fiscal cliff where everybody's taxes will go up if the two parties can't come to an agreement on taxes and spending by January. Nobody wants that but all the incentives are towards gridlock. Unfortunately, I am very skeptical about people's ability to reach across the aisle.

Brian Jencunas (20) kommt aus Marshfield, Massachusetts. Er studiert Politikwissenschaft am Wheaton College. Nebenbei betätigt er sich als Blogger bei der Huffington Post und war Praktikant im Wahlkampfteam des republikanischen Senatskandidaten Scott Brown. Später möchte Jencunas gerne in Washington, DC arbeiten – entweder als politischer Berater für einen Senator, als Mitglied eines Think Tanks oder als Kongressabgeordneter.

Foto: Privat

Das Faust-Experiment

Nach Weisheit dürstet Goethes Faust, nach der Erkenntnis, »was die Welt im Innersten zusammenhält«. Sechs ***Lautschrift***-Redakteure haben sich auf die Spuren der berühmtesten deutschen Literaturfigur begeben und einen Blick über den Horizont des eigenen Studiengangs hinaus gewagt. Statt auf einen Pakt mit dem Teufel ließen sich unsere Autoren auf einen Stundenplantausch mit Kommilitonen ein – und stürzten sich in Vorlesungen und Seminare, deren Themengebiet ihnen bisher so nahe stand wie Faust das Internet.

Ein interdisziplinärer Seitensprung in sechs Akten.

Erster Akt: Pharmazie

Der Dozent erinnert mich an die Zahnpflege-Werbung. Vorlesung *Mikrobiologie*: Es geht um klassische Infektionskrankheiten. Doktor Best trägt einen weißen Kittel, eine Brille und hat grauweiße Schläfen. Mit monotoner Stimme beschreibt er unterschiedliche Bakterien-Typen und die Folgen einer Infektion mit ihnen. Ich versuche vergeblich, mir Symptome wie wässrigen Stuhlgang nicht zu bildlich vorzustellen. Nach einer Stunde geht es weiter zu *Instrumenteller Analytik*, die von einer der wenigen Frauen am Lehrstuhl unterrichtet wird. Sie wirkt etwas blass und beginnt gleich loszulegen – ohne jegliche Begrüßung. Meine positive Einstellung zur Pharmazie wandelt sich. Obwohl die Dozentin betont deutlich spricht, verstehe ich kein Wort. Mir fliegen Fetzen wie »Massenspektronomie«, »Ionisationsmethoden« und »Elektronenstoßionisation« um die Ohren. Alle schreiben fleißig mit. Meine Gedanken schweifen ab. Ich fühle mich in meine Matheklasse zurückversetzt. Ein Fach, das ich nie mochte. Wenigstens muss ich hier keine Angst vor einer Ex haben! Um nicht zu sehr aufzufallen, fange ich auch an, mitzuschreiben – bis es mir doch zu dumm wird. Auf dem Heimweg denke ich an Salmonellen und hoffe, mir nichts ähnliches Mikrobiologisches einzufangen. Die bildhaften Symptome gehen mir auch nicht so ganz aus dem Kopf.

Caroline Deidenbach

Zweiter Akt: Archäologie

Mit Hut und Peitsche bewaffnet und der Indiana-Jones-Titelmusik in meinem Kopf sitze ich montagmorgens in meiner ersten Archäologie-Vorlesung – allzeit bereit, jeden verdammten Stein in Regensburg umzudrehen, um fremde Kulturen und verborgene Schätze zu entdecken. Ein Blick in die Runde verrät mir allerdings, dass sich hier wohl niemand auf eine längere Expedition eingestellt hat. Stattdessen legt der Professor die erste Folie zum Thema »Römische Wohnhäuser« auf. Ich erfahre also, dass »Caesars palace« mit einem *atrium*, einem *triclinium* und einem *peristylium* ausgestattet war und freue mich darüber, dass mein kleines Latinum mal zum Einsatz kommt. Nach 30 Grundrissen antiker Wohnhäuser kommt mir mein heutiger Professor nicht mehr wie ein Professor, sondern eher wie ein sehr kompetenter Immobilienmakler vor. Die nächste Folie zeigt: ein Haus mit Säulen; eine weitere Folie: ein Haus mit Säulen. Während meine Kommilitonen noch über den gravierenden Unterschied der beiden Häuser diskutieren, sehe ich bereits auf der nächsten Folie … ein großes Haus mit Säulen. Der Immobilienmakler wirft inzwischen mit Begriffen um sich, für deren Verständnis ich anscheinend das große Latinum brauche. Etwas desinteressiert mache ich mich ans Werk, meine eigenen prunkvollen, antiken Wohnhäuser auf den Block zu kritzeln: das-ist-das-Haus-vom-Ni-ko-laus. Später auf dem Parkplatz sehe

ich, dass mir Schnee und Frost die Möglichkeit gegeben haben, doch noch etwas Verborgenes freizulegen: mein Auto.

Bettina Brunner

Dritter Akt: Jura

Was ist die Strafe für einen Arzt, der seiner Patientin gegen ihren Willen die Eierstöcke entfernt? In *Medizinrecht* liegen anstatt Laptops, die die Facebook-Startseite anzeigen, dicke Gesetzbücher auf den Klapptischen. Um mir als Germanistin die Begeisterung an diesem Fach zu nehmen, besuche ich die Erstsemestervorlesung *BGB Allgemeiner Teil*. Eine wahre Massenveranstaltung. Der Professor versucht gut gelaunt, die lärmenden Studenten in den Griff zu bekommen: »Was diskutieren Sie denn da? Etwas über den Tatort? – So gut war der gestern auch nicht.« Der Stoff ist staubtrocken. Allerdings setzt der Professor mit einem lebhaften, gestenreichen Vortrag alles daran, dies zu ändern. Kann eine Putzfrau ihren Irrtum rückgängig machen, wenn sie anstatt 20 großen Rollen Klopapier 20 Pakete mit großen Rollen bestellt hat, also 20 à 144? Obwohl ich die Antwort darauf akustisch einwandfrei verstanden habe, kann ich sie nicht wiedergeben. Die Frage ist auf jeden Fall interessant. Das ändert sich in *Rechtsgeschichte*. Der Vortrag über Montesquieu könnte packend sein, ist es aber nicht. Das einzige Wort, das sich bei mir eingeprägt, ist: Freiheit. Vielleicht war das auch der Grund dafür, dass ich nicht widerstehen konnte, meine Situation als Probe-Jurastudentin auszunutzen. Denn wann kann ich mir sonst mit gutem Gewissen die Freiheit nehmen, die Vorlesung nach der Hälfte zu verlassen?

Ramona Friedl

Bilderrätsel: Finde die sechs Disziplinen, denen sich Faust im Studierzimmer widmet!
Illustration: Basl / Quelle: Simon Law, Alupus

Vierter Akt: Medizin

»Passiver Bewegungsapparat – Rumpf« steht auf der ersten Powerpoint-Folie. Kurz darauf folgt gleich das erste Bild der Wirbelsäule mit zahlreichen Beschriftungen, der Professor nennt aber zum Glück nicht alle, sondern nur die wichtigsten. »Die Wirbelsäule ist Doppel-S-förmig«, das hätte ich auch so gewusst. Die vielen lateinischen Begriffe verwirren mich zwar etwas, aber zunächst kann ich folgen und höre interessiert zu, als es um die Entwicklung der Wirbelsäule beim Kind geht. »Wann lernen denn Kinder laufen?«, fragt der Professor. Nach anfänglichem Zögern meldet sich jemand aus den vorderen Reihen und erklärt, dass das individuell bei jedem Kind anders sei. Knapp daneben ist leider auch vorbei, denn tatsächlich lernen Kinder schon ab etwa einem Jahr das Laufen. Ich versuche, mitzuschreiben, so viel wie es geht, bis mir jemand erklärt, dass die Präsentation auch online abrufbar sei und so gebe ich es auf, Skizzen und Beschriftungen auf meinen Block zu kritzeln. Die restliche Vorlesung besteht für mich dann nur noch aus Bildern von einzelnen Knochen irgendwo an der Wirbelsäule ▹▹

(hab' irgendwann den Überblick verloren) und vor allem: Unmengen an lateinischen Begriffen für jede Ecke. *Foramen vertebrale*, *Fovea costalis superior* und *Processus transversus*, so nennen die Mediziner Teile eines Brustwirbels. So genau will ich das aber gar nicht wissen. Ja, was wären wir ohne die Wirbelsäule, aber ich muss leider sagen: Bin ich froh, dass ich das nicht alles auswendig lernen muss!

Katharina Kleynmans

Fünfter Akt: Chemie

Ob mein Wissen aus dem Chemie-LK wohl ausreicht, um in der Mastervorlesung *Anorganische Chemie: Molekülbau* nicht nur Bahnhof zu verstehen? Thema heute: der Bau von Halogenverbindungen. Klischees? Fehlanzeige. Es stinkt nicht, explodieren will auch nichts. Eher erinnert mich die Vorlesung an die Grundschule: Es gilt einen Lückentext auszufüllen, das Skript ist unvollständig. Die blau eingefärbten Teile auf den Folien müssen mitgeschrieben werden. Teilweise ist fast die ganze Folie blau. Wer schnell schreiben kann, ist bei gefühlt einer Folie pro Minute klar im Vorteil. Wer wie ich nicht mitschreiben muss, hat Zeit, sich auf den Inhalt zu fokussieren. Heute ganz einfache Fragen: Welche Struktur nimmt die Verbindung an, quadratisch-pyramidal oder doch trigonal-bipyramidal? Welche Orbitale werden dabei besetzt: s- und/oder p-Orbitale? σ- oder π-Bindungen? Garniert werden die Fragen mit Energiediagrammen, die den vielen fragenden Gesichtern im Raum nach nicht nur ich nicht verstehe. Die sp3-Hybridisierung: wie in der Schule gelernt? Vergesst es. Gibt's in der Realität nicht. Der Dozent zerstört in eineinhalb Stunden mein halbes chemisches Weltbild. Soviel zu meiner Frage vom Anfang: Ich fühle mich am Ende der Vorlesung wie Kepler, der zum ersten Mal in die Sterne schaut.

Christoph Pflock

Sechster Akt: Informatik

Die meisten von uns fahren Auto, ohne Mechaniker zu sein. Ebenso bedienen wir PCs ohne eine Idee davon zu haben, wie die Innerei, die Software, beschaffen ist. Es gibt Kommilitonen, die schon vor dem Einschalten des Computers für die Frage brennen, wie die Zeichen, die man auf dem Bildschirm sieht, ihren Weg dorthin finden. Eine Antwort könnte man beim Besuch der Vorlesung *Algorithmen, Datenbanken und Programmierung* finden. Nach den ersten Worten des Dozenten – »ein String ist eine Kette oder Array aus null, ein, zwei oder mehreren Characters« – stellt sich die leise Befürchtung ein, dass der Stundenplantausch allein meine Kenntnisse über böhmische Dörfer erweitern wird. Um zu verstehen, was es mit dem Programmieren auf sich hat, halte ich zunächst optimistisch an dem Vorhaben fest, aus der Gemengelage der Fachbegriffe einen roten Faden zu spinnen. Meine anfängliche Sorge bestätigt sich, als der Dozent zum Besten gibt: »Der doppelte Operator geht auf ein Bit.« »Wie bitte?«, denke ich und klappe mein Notebook auf. Froh, dass es existiert, ohne zu wissen, wie sich das Textverarbeitungsprogramm zusammensetzt, schreibe ich los und höre in der Ferne den Dozenten, der von einer »If-Then-Else« Konstruktion spricht ...

Sebastian Wintermeier

Habe nun, ach! Pharmazie,

Archäologie und Chemie

Juristerey und Medicin,

Und leider auch Informatik!

Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.

Da steh' ich nun, ich armer Thor!

Und bin so klug als wie zuvor.

Mission Menschenrechte

TEXT Caroline Deidenbach

Donnerstagabend, 20 Uhr. Das kleine Zimmer im hinteren Teil der Räume des SprecheInnenrats ist bereits rappelvoll. Einige sitzen auf dem Sofa am Fenster, andere stehen noch oder haben es sich auf den bunt zusammengewürfelten Stühlen um den Couchtisch bequem gemacht. Die meisten reden, jemand lacht herzlich. Alle warten noch auf Juliane, die Hauptgruppensprecherin. Mit fünf Minuten Verspätung kommt sie etwas außer Atem an. Als Einzige trägt sie das gelbe *Amnesty-International*-T-Shirt mit dem bekannten Logo. Ihre braunen, langen Haare hat sie locker zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

Juliane Itta (21) ist die Sprecherin der *Amnesty-International*-Hochschulgruppe, Sarah Engel (21) und Ingrid Seidl (22) sind die Co-Gruppensprecherinnen. Sarah leitet heute die Diskussionsrunde. Besprochen wird der Themenabend Nordkorea. Es muss organisiert werden, wer die zwei Redner der Koordinationsgruppe in München vom Bahnhof abholt, wo sie schlafen sollen, wer das geplante Essen für den Abend vorbereitet.

Seit Mai 2012 gibt es die Hochschulgruppe, die Mitgliederanzahl ist schnell angestiegen. Gut 20 Studenten aus den unterschiedlichsten Bereichen sind dabei, wie Medizin, Jura und Lehramt, aber auch zwei Schüler. Gegründet wurde die Gruppe nach einem Infoabend des Asyl-Arbeitskreises in Regensburg. Einige Jurastudenten, aber auch Juliane, die *International Relations* an der Hochschule studiert, haben die Idee anderer Universitäten aufgegriffen. »Nur weil ich das Glück hatte in einem so sicheren Umfeld geboren worden zu sein, wollte ich mich nicht darauf ausruhen, sondern für die Menschen einsetzen, die nicht dieses Glück hatten, sondern denen Verfolgung, Folter oder der Tod droht«, erzählt Juliane.

Nordkorea ist der derzeitige Schwerpunkt. Die Idee kam von den Schülern Benjamin und Robert. Vor allem Benjamin Hausner (18), der bereits selbst in Südkorea war, hatte sich intensiv mit dem Thema beschäftigt. »Ich hatte das Gefühl, dass ich irgendetwas tun muss, um das Leid dort und in anderen Ländern der Erde zu vermindern – dadurch bin ich zur Regensburger Hochschulgruppe von *Amnesty International* gestoßen, wo ich Nordkorea als Thema vorgeschlagen habe«, erzählt er. »Die Idee, dass jeder von uns etwas bewirken kann, die Vorstellung einer gerechten Welt ohne Leid und die vielen Erfolge, die *Amnesty International* vorweisen kann, motivieren mich.« Mit seiner Begeisterung hatte er die Gruppe schnell davon überzeugt.

Als Startkapital gab es vom *Amnesty*-Bezirk Oberpfalz 3000 Euro. Die Hauptaufgaben sind Menschenrechtsbildung und Öffentlichkeitsarbeit. Irgendwann soll sich die Gruppe selbst finanzieren, aber für eine Hochschulgruppe ist es nicht so leicht, Spenden zu sammeln. Das Geld der Gruppe wird für Flyer, Druckkosten, Standgebühren, die Organisation der Infoabende und für Zugfahrten zu Fortbildungen ausgegeben. Neben dem guten Zweck könne man bei dem sozialen Engagement auch viel lernen, sagt Juliane: »Sei es über Teamarbeit, Moderation, Verwaltung, Werbung oder Präsentationen. Außerdem habe ich bei *Amnesty* viele tolle, ganz verschiedene Leute kennen gelernt.«

Fotos: *Amnesty-International*-Hochschulgruppe

Kollegen im Hintergrund

Stefanie Landzettel

Nein, Herr Polizist, ich bin nicht gefahren!« Ihre von einem verlockend reuigen Augenaufschlag begleiteten Worte an einem Samstagabend im Dezember auf irgendeinem Supermarktparkplatz am Rande einer Vorstadt. Der Beamte blickt kritisch prüfend in die grünen Augen der jungen Frau am Steuer eines BMW E46 Coupés in Arcticsilber. Im Hintergrund sein Kollege.

Einige Minuten zuvor haben die Frau und der braunäugige Fahrzeughalter mit Gesichtszügen Mohammed Attas ihre Sitzplätze getauscht. »Die scheiß Führerscheinprüfung ist schon in drei Tagen.« Sie erinnert sich an den trockenen Witz ihres Fahrlehrers, als sie beim letzten misslungenen Versuch, in drei Zügen einzuparken, wieder auf der Markierung zum Stehen kam: »Nur Mädchen fahren auf dem Strich!«

Ihre feuchten Augen über einem viel versprechenden Dekolleté und ein ebensolcher Seufzer genügen, um ihrem Anhänger eine Fahrstunde abzuringen. Eine lohnenswerte Investition für ihn. Zu einer Gegenleistung wird er sie mit der richtigen Bearbeitung bringen. Dann wird sie für ihn in München auf der Hansastraße laufen.

Als der Streifenwagen in die Einfahrt biegt, fährt er sie an: »Oh siktir lan, die Bullen! Machs Auto aus!« Sie gehorcht mit einem: »Fuck, was machen wir denn jetzt?!« »Wir sagen einfach Wahrheit!« »Ja klar. Spinnst du?!« »Halt die Fresse man. Ich red'!« Der Wagen hält neben seinem BMW, zwei uniformierte Beamte steigen aus, jeder von ihnen einen Lolli im Mund. Ein helles Gicksen entfährt dem angespannten Leib der Frau am Steuer beim lächerlichen Anblick der zwei grünen Texas Ranger auf Nikotinentzug. Der zum Sprechen fähige Polizist übergibt dem Kollegen seinen Dauerlutscher, der sich zur Absicherung seines Partners im Hintergrund hält. Baut sich vor der herabfahrenden Fensterscheibe auf: »Fahrzeugkontrolle. Wir wurden informiert, dass sich unerlaubt Personen auf dem Gelände aufhalten. Was machen Sie hier?« Es muss ein Chupa Chups sein, denn seine Zunge glüht erdbeerrot in der Parkplatzbeleuchtung. »Wir wollten Einparken üben für die Führerscheinprüfung.« Des Fahrzeughalters lässig naive Wahrheit über die Frau hinweg zum Fahrerfenster. Aus der eben noch machterfüllten Beamtenbrust zieht so viel Aufrichtigkeit den Stöpsel.

»Äh, Sie wollten … « Der Sicherer nickt dem Polizeihauptwachtmeisteranwärter rückendeckend zu. Durch Herunterbeten seines Wissens erlangt er die nötige Haltung wieder: »Nach Paragraph 75 Nummer 4 in Verbindung mit Paragraph 4 Absatz 2 Satz 2 der Fahrerlaubnisverordnung handelt es sich um Fahren ohne Führerschein. Sie verlieren damit Ihren Führerschein und Ihre Freundin…« »Hier ist doch privater Parkplatz.« »Privater Parkplatz ist ihre Garage.« Seiner Potenz wieder inne wendet er sich an die falsche Blondine: »Sind Sie gefahren, oder … ?« »Nein, Herr Polizist, ich bin nicht gefahren!« »Wenn Sie gefahren sind, leiten wir das … « »Nein, ich bin natürlich nicht gefahren.« Mit falschen Fingernägeln zupft sie an ihren Strähnen nahe am Ausschnitt, nagt mit den Zähnen an der roten Unterlippe. »Dann tauschen Sie Platz mit Ihrem Freund und sehen Sie zu, dass Sie von hier wegkommen.« Dieser kurze Auftritt genügt dem Herrn in Grün. Nur die Personalien werden noch aufgenommen. Wer weiß, wo sie sich wieder sehen?

Der Streifenwagen längst wieder unterwegs zur nächsten Veranstaltung in Penisfechten sitzen die junge Frau und der Mann immer noch am selben Platz.

»Hast ne Zigarette?« Sie zieht, die Zigarette glüht, man hört sie knistern. »Haben ganz schön Glück gehabt« trägt der Rauch aus ihren Lungen zum Fenster hinaus. »Çüş lan, der Wixer hat genau gewusst, er kann uns nix.« »Irgendwer hat doch bei der Polizei gemeldet … « »Red kein Scheiß! Haben die Nachtwächter im Aldi oder was?« Ihr Blick wandert über den leeren Platz bis zur Straße. Dort bleibt er an der Glut einer Zigarette hängen. »Da drüben der LKW! Da steht einer.« »Eşekoğlu eşek! Fahren wir, merk dir die Nummer. Ich sag den Kollegen Bescheid.«

Wie man mit dem Hammer philosophiert

Niels Ringler

Die Schwerverbrecher haben sicher einiges zu beichten, dachte Götz, als er zum ersten Mal das Gelände der Vollzugsanstalt betrat. Inmitten der Stacheldrähte und Wachtürme glänzte eine Basilika in himmlischer Pracht. Er müsse einen würdigen Gottesdienst darin halten.

»Den Insassen nichts geben und nichts annehmen!«, mahnte der Wachmann und spreizte seinen Schnurrbart. Durch dichten Nebel hörte man Schüsse der Maschinengewehre vom nahegelegenen Truppenübungsplatz. Ein paar der Wiederholungstäter hatten gerade Freigang. Götz sah schon von weitem, wie sie schwerfällig ein Bein hinter dem anderen über den Asphalt schleiften. In einem amerikanischen Gefangenenlager wurden erst kürzlich einem Insassen die Beine mit einem Baseballschläger gebrochen, erinnerte sich Götz. Der könne jetzt wohl nicht mehr weglaufen. Aus kürzerer Distanz bemerkte er die gelben Augen hinter den geschwollenen Höhlen der Häftlinge. Er versteckte seine zitternden Hände in den Manteltaschen.

»Was haben diese Menschen? Ist das ansteckend?«

»Ikterus! Klingt wie ein Erzengel, oder?« erwiderte der Wärter, während er einen der Sträflinge fixierte. »Ist aber der Fachausdruck für Gelbsucht. Das haben hier circa 60 Prozent. Sie wissen schon, alles Drogenabhängige.«

Dann trat er etwas näher an Götz heran. »Und Frauen gibt‘s hier ja auch keine und Verhütung gibt‘s auch nicht wirklich. Sie wissen doch, wie das ist, oder?«

Da hat sich also nicht viel geändert. Genau wie damals, als hier noch Mönche lebten, dachte Götz. Seine erste Freundin hatte er mit neun. Im Schullandheim hielten sie sich oft an der Hand. Ihre Hand war immer voller Dreck oder klebrig. Im Inneren war der Komplex kleinteilig. Die Führung nahm kein Ende. Viele Zellen an ewigen Gängen. Am Ende jedes Ganges kam Licht durch ein kleines Fenster. Götz erinnerte das alles an das Tracheen-System eines zu groß geratenen Tausendfüßers.

»Passt gut zu Weihnachten, oder?«, fragte der Wärter und wendete sich erwartungsvoll zu Götz, als ob er die Pointe schon kennen würde.

»Hinter jedem Türchen wartet ein Schwerverbrecher. Adventskalender des Grauens.«

Der ganze Brei aus Leid und Hass war ekelhaft. Irgendwer müsse ihn noch auslöffeln. Und dieser einfältige Wärter. Die spätgotische Architektur war vollkommen. Aber der Kraftraum für die Häftlinge war auch nicht zu verachten. ‚Schmerz ist Schwäche, die den Körper verlässt‘, hatte jemand mit Kugelschreiber in die Wand geritzt. Eine schöne Vorstellung, wie sie sich selber geißeln. An den Foltertürmen des Bodybuildings. Und wenn gerade die Zuchtlosen an Gelbsucht litten und sich ihre Leber zu einer großen Narbe zusammenziehen würde … Das wäre eine gerechte Strafe, überlegte Götz. Zugleich bereute er, denn so darf man nicht denken, keine Urteile fällen. Alle Rachegelüste von sich schieben. Wie furchtbar das Leben gewesen wäre, ohne Glauben, ohne Gott und ohne Moral. Manche Häftlinge hatten keine Hemmungen, einen Mitmenschen zum Krüppel zu schlagen. Dabei kann man sich schon schämen, wenn man aus Versehen einer Frau beim Einkaufen auf den Hintern schaut. Wie verschieden doch alle sind. Wie es wohl wäre, als Homosexueller auf die Welt zu kommen? Aber nein, auch das darf man nicht denken. Wie verschieden doch alle sind.

TEXT Nikolaus Scherdjow

Uhus gegen Ungeziefer

Es raschelt, es gurrt, es fiept. Über 60 Tierarten wohnen und wuseln am Campus. Die Uni sucht nach Wegen, der Lage Herr zu werden, denn: Auch Kleinvieh macht Mist. Unserem Autor sind ein paar Ideen für ein symbiotisches Miteinander von Mensch und Mümmelmann eingefallen.

Plötzlich huscht es irgendwo in den Augenwinkeln. Grau in grau und bestens getarnt, da farblich ganz in Symphonie mit unserer allseits geliebten Uni, trippelt da tatsächlich rotzfrech eine Maus über den Gang. Anfangs mag sich der ein oder andere noch die Augen reiben, weil er es nicht glauben kann, doch spätestens nach dem ersten Kurs bis 20 Uhr begegnet man den Wurstsemmelbröselsuchern unweigerlich. Weit weniger scheu sind dagegen ganz andere Tiere, denen ohnehin ein schlechter Ruf vorauseilt. An den kälteren Tagen des Jahres dringen sie ins Zentrale Hörsaalgebäude oder gar in die Cafeten vor, spazieren aberwitzig umher und segeln wie die Stukas scharf über die Köpfe speisender Studenten. Am putzigsten sind da noch die Kaninchen, die das Campusgelände in der Dämmerung an manchen Stellen wie das Teletubbie-Land aussehen lassen. Aber warum fühlen sich die stillen Mitnutzer unserer Uni so wohl hier? So wohl, dass sie den gesamten Campus sogar in großen Zahlen bewohnen?

Die Suche nach einer Antwort beginnt auf der Internetseite der Universität Regensburg, denn wir wären nicht in Deutschland, wenn es nicht auch hierfür einen eigenen Zuständigkeitsbereich im Verwaltungsapparat gäbe. Der Mann der Stunde ist Martin Postner, Beauftragter für Umweltschutz und Logistik. Unter anfänglichem Schmunzeln erzählt er mir interessante Dinge über den Umgang der Uni mit seinen tierischen Untermietern.

Da wären zunächst die vielen Kaninchen, deren präferiertes Biotop ihnen sowohl ausreichende Deckung in Form von Böschungen und Gebüsch als auch größere Wiesen bieten muss. »Beides hat der Unicampus zur Genüge und leicht abseits der großen Studentenscharen fühlen sich die Langohren pudelwohl«, erfahre ich von Postner. So tummeln sich die Mümmelmänner hier vor allem in der Dämmerung und machen sich im Grunde genommen nur im Botanischen Garten und beim Unterminieren der gepflasterten Gehwege unbeliebt – eine populäre Verletzungsgefahr für Hansguckindielufts. Ansonsten kann sich einem beim Ausbruch der Myxomatose – einer Krankheit, die den Bestand der Tiere im Fall einer Überbevölkerung von Natur aus regelt – ein mitleiderregender Anblick bieten: »Die er-

krankten Kaninchen sondern dann gelbes Sekret aus den Augen ab, sterben in überdurchschnittlich hoher Zahl und müssen, wie zuletzt im Sommer 2008, überall auf dem Gelände aufgesammelt werden«, erklärt Postner.

Die studentischen Gerüchte von organisierten Kaninchenjagden in grauer Vorzeit bewahrheiten sich in unserem Gespräch. Heute geht es allerdings nicht mehr so schnell mit »Halali« auf Hasenjagd: Die Gefahr von Sachbeschädigungen durch querschlagende Gewehrprojektile entpuppte sich als zu gefährlich, zumal der Campus vollkommen menschenleer sein muss und der Bestand der Tiere nach einem Jahr beinahe wieder derselbe ist. Nicht umsonst heißt es im Volksmund »sich vermehren wie die Karnickel«.

Taubenflüsterer im Einsatz

Dann wären da noch die Mäuse, Ratten und Siebenschläfer. »Deren Vorkommen ist bei einem Gebäude dieser Größe einfach nicht zu verhindern, wobei Bauweise, Nutzung und Alter der Uni in dieser Sache eine wesentliche Rolle spielen«, sagt Postner. Durch Lücken und Löcher dringen sie ins Gebäude ein und ernähren sich kaum merklich von dem, was wir zurücklassen. Da die Siebenschläfer unter Naturschutz stehen, werden sie lebendig gefangen und im umliegenden Gebiet freigelassen. Mäuse und Ratten stellen nur vereinzelt eine Plage dar. Die Verantwortlichen rücken ihnen dann mit Fallen zu Leibe. Vor allem aus hygienischen Gründen werden sie nicht gerne gesehen und sollen in erster Linie von den Cafeterien und Mensen ferngehalten werden.

Zuletzt gibt es da noch die Tauben, die sich oft auf den Dächern des Lernbunkers versammeln und ihre Nestlinge nur allzu gern in den geschützten Innenhöfen der Uni ausbrüten. Zu ungern gesehenen Gästen macht vor allem die störende Verschmutzung durch den Kot. Lokale Maßnahmen wie »Spikes«, für die Vögel unangenehme Elektrodrähte, oder Schutznetze bieten nur begrenzten Erfolg in der »Taubenvergrämung«, wie die Taubenabwehr im Fachjargon heißt. Außerdem stellen sie, wie auch die Reinigung der Gebäude, einen nicht zu unterschätzenden Kostenfaktor dar. Auch die Optik der Schutzverbauungen schmeichelt dem Auge des Betrachters nur mäßig.

Um langfristigen Erfolg zu erzielen arbeitet die Uni demnächst mit einem erfahrenen Experten zusammen, der zuletzt vier Regensburger Wohnheime erfolgreich von der Taubenplage befreite und den Studenten damit ihre Balkone wieder nutzbar machen konnte. Dabei wird den koloniebildenden Brieftauben einfach das Leittier genommen und umgesiedelt. Die gesamte Kolonie kann so weggelockt und woanders kontrolliert neu angesiedelt werden. Eine schonende, langfristige Methode, die zwar dauerhaft weiterbetrieben werden muss, dafür aber die Reinigungs- und Schutzverbauungskosten sparen wird.

Zum Ende unseres Gesprächs erfahre ich aber noch einen weiteren wichtigen Aspekt über unsere animalischen Kommilitonen. »Über 60 Tierarten tummeln sich hier, was nicht zuletzt an der günstigen Lage dieses grünen Korridors liegt, der zusammen mit den angrenzenden Friedhöfen bis in die Stadt hineinreicht und sogar einigen Zugvögeln wiederkehrend eine nahrungsreiche und sichere Bleibe bietet«, erklärt mir der Umweltschutz-Beauftragte. Unter den dauerhaften Gästen weilen sogar einige seltenere Raubvögel, die zwar hin und wieder für Unruhe bei den anderen Tieren sorgen, für eine nachhaltige Populationsregulation allerdings zu wenige und für die Jagd auf Kaninchen auch zu klein sind.

Fellbezüge oder Taubeneiomelette?

Gibt es denn tatsächlich keine Musterlösung für eine ausgewogene Koexistenz zwischen Mensch, Maus und Mümmelmann? Bevor Mutter Natur tierische Überbevölkerungen erneut mit Epidemien eindämmen muss, könnte man ja auch Nutzen aus der Sache ziehen: ein hauseigener Kaninchenbraten mit Taubeneiomlette in der Mensa etwa oder gar bequeme Fellbezüge auf unseren beinharten Stühlen in den Hörsälen? Ideen, die bei den Verantwortlichen eher auf geringe Begeisterung stoßen. Könnte man nicht doch eine Lösung in der Natur finden? Postner meint, dass den großen Raubvögeln der Rummel in der Stadt, insbesondere der am Campus, einfach zu groß sei. Und nachts? Jetzt bin ich mir sicher: Ein Nachtjäger muss her. Am besten der größte, den es gibt!

Der Blick in den Elfenbeinturm der Weisheit folgt sogleich mit Hilfe des OPAC. Erleuchtet finde ich unter dem Stichwort »Uhu« mehrere Dutzend wissenschaftliche Studien – und das Kinderbuch vom »Uhu Gunkel«. In dem Buch von 1939 erzählt der Autor Otto Boris von seinen äußerst unterhaltsamen Erlebnissen bei der Zähmung eines jungen Uhus (lat.: *Bubo Bubo*). Der widerspenstige Vogel offenbart dabei bald seinen jagdfreudigen Charakter.

Falls alle Maßnahmen der Uni scheitern sollten, dann bleibt uns also immer noch das Warten auf Gunkel.

Illustrationen: Basl

TEXT Raphael Waas & Katharina Brunner
FOTOS Katharina Brunner

Studentenfutter

Der Mensa-Zyklus: vom Gewürz-Kanister über die Pfanne auf den Teller und in den Geschirrspüler.

Die Mensa ist ein Ritual: Anstellen, Tablett nehmen, zahlen, Tablett zurückbringen. Doch wie kommt das Essen eigentlich auf die Teller? Die Lautschrift hat sich vom Küchenchef der Regensburger Universität die Mensa zeigen lassen.

Es liegt der Duft von frisch Frittiertem in der Luft. Draußen drängen die ersten hungrigen Studenten bereits an die Essensausgabe, als Küchenchef Alexander Schuster *Lautschrift*-Redakteure durch diejenige Mensa führt, die in Bayern die meisten Gerichte pro Tag an einer Stelle kocht.

Der Küchenchef startet seine Führung bei der Warenanlieferung. Es ist ihm anzumerken, dass er darin eine gewisse Routine hat: »Studenten oder Gruppen von anderen Großküchen zeige ich die Mensa immer mal wieder«, sagt Schuster. Doch bevor uns Zugang hinter die Glasscheiben gewährt wird, müssen wir uns einen Plastikkittel überziehen und uns in eine Vorrichtung stellen, in der unsere Schuhe durch sich drehende Bürsten gereinigt und die Hände desinfiziert werden. »Sauberkeit und Hygiene stehen an oberster Stelle«, sagt Schuster und erwähnt das im Laufe der Führung immer wieder.

Der Tag in der Mensa beginnt früh: Jeden Morgen um halb sieben Uhr werden drei bis fünf Tonnen Nahrungsmittel aus ganz Bayern angeliefert und verschwinden hinter den Toren im Erdgeschoss des Mensagebäudes gegenüber der neuen Bushaltestelle. »Aufgrund unserer Größe müssen wir die Aufträge in ganz Europa ausschreiben«, sagt Schuster. Das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz kauft für alle Standorte gemeinsam ein, geliefert werden muss also sowohl nach Passau, Deggendorf und Landshut in Niederbayern als auch ins oberpfälzische Regensburg. »Faktisch kommen deshalb die Lieferanten nur aus Bayern«, erklärt Schuster.

Gewicht, Sauberkeit und Mindesthaltbarkeitsdatum werden geprüft, bevor die Waren in die minus 22 Grad kalten Kühlräume kommen.

Die Bestseller sind paniert oder frittiert: Schnitzel, Currywurst und Pommes

Der Speiseplan wird bereits vier Wochen im Voraus zusammengestellt. Die Bestellungen orientieren sich daher an Richtwerten aus den Rezepten. »Ans Wetter können wir uns deshalb nicht anpassen«, meint Schuster schmunzelnd. Auch lasse es sich nicht vermeiden, dass Gerichte schon nach kurzer Zeit ausverkauft sind oder übrig bleiben. »Wir wissen ja nicht, wem was schmeckt.«

Entdeckt man also Gerichte an der Ausgabe, die nicht auf dem Speiseplan stehen, handelt es sich um Reste des Vortages. Denn die übrig gebliebenen, unverarbeiteten Zutaten werden schockgefroren und – natürlich nur, falls die Qualität stimmt, so betont der Küchenchef – am Folgetag zu einem niedrigeren Preis angeboten. »Alles, was man daheim auch wiederverwenden würde, gibt's am nächsten Tag nochmal. Wir haben natürlich auch eine gewisse Verantwortung und können nicht einfach alles wegwerfen, was wir an dem Tag nicht verkaufen konnten«, sagt Schuster.

Aber eine generelle Tendenz, was den Regensburger Studenten schmeckt, ist schon erkennbar: »Schnitzel, Currywurst, Pommes: Alles, was frittiert oder paniert ist, geht seit eh und je gut. Deshalb werden sie öfter angeboten«, meint Schuster lachend und deutet auf die großen Fritteusen, in denen an diesem Tag Steakhouse Pommes zweimal auf einem Fließband durch das heiße Fett gezogen werden, bevor sie in einer Schüssel auf einem Tablett landen. Nebenan brät eine Frau die 50 Kilo Zwiebel, die an dem Tag für den Zwiebelrostbraten benötigt werden, und ein Mann dreht das dazugehörige brutzelnde Fleisch in der riesigen Pfanne. Zuschauen kann dabei jeder, der den Blick über die Auslagen hinweg in den Kochbereich wandern lässt. »Bei uns gibt es nichts zu verstecken«, sagt Schuster, »jeder kann beim Kochen zuschauen.«

Damit um elf Uhr die ersten Gäste versorgt werden können, beginnen die Mitarbeiter eine halbe Stunde davor mit dem Kochen, bis 14 Uhr wird stetig nachgekocht. Mittlerweile werden die ersten Mahlzeiten bereits ausgegeben. Zu den Ausgabezeiten arbeiten bis zu 40 Angestellte in der Küche. »Jeder macht hier alles: mal Vorspeisen, mal Braten, mal Nachspeisen«, sagt Schuster.

Alle zehn bis zwölf Sekunden verlässt eine Mahlzeit die Ausgabestelle, das sind 5000 bis 6500 Mahlzeiten pro Tag. Die verkaufsstärksten Tage sind Dienstag, Mittwoch und Donnerstag. In den Semesterferien sinkt diese Zahl auf etwa 2500 Portionen. Wegen der Reichweite möglicher Erreger gilt die Mensa auch als Hochrisikobetrieb. »Nicht, weil es bei uns so schlimm zugeht, sondern weil wir innerhalb kürzester Zeit tausende Menschen erreichen könnten«, erzählt der Küchenchef.

Nachdem die Mägen gefüllt sind, geht die Arbeit in der Mensa noch weiter. Denn jeder hinterlässt schmutziges Geschirr und Besteck – und die müssen gereinigt werden. »Von Hand wird hier nichts mehr gespült«, stellt Schuster klar. Stattdessen gibt es drei Anlagen, die ungefähr die Größe eines Kleintransporters haben. Sie sind unterschiedliche Modelle und reinigen zwischen 27 und 40 Tabletts pro Minute. Fast liebevoll spricht Schuster über die Geschirrspülmaschine im kleinen Mensasaal: »Die ist 15 Jahre alt, aber wirklich top!«

»Faktisch kommen die Lieferanten nur aus Bayern!«
Alexander Schuster, Küchenchef der Unimensa

Doch die benutzten Tabletts müssen noch den Weg von der Abgabestelle bis zu den Geschirrspülern zurücklegen. Hoch über den Köpfen der in der Schlange stehenden Studenten fahren deshalb die Teller, Schüsseln und Bestecke auf einem Fließband, das von einer metallenen Hülle umschlossen ist.

Doch dieser Transport hat einen natürlichen Feind: den Studenten. Denn schon eine Serviette oder Packung Ketchup, die nicht in die Mülleimer geworfen wurde, sondern auf dem Tablett bleibt, kann das System lahmlegen. Auch mit gestapelten Schüsseln kommen die Sensoren des Fließbandes nicht zurecht und stoppen den Transport. »Dann muss wieder jemand von uns hochklettern«, ärgert sich Schuster. Um das zu vermeiden, werden die Abgabestellen von den Mitarbeitern immer im Auge behalten.

Hat es das dreckige Geschirr dann aber doch in die Nebenräume geschafft, trennt ein starker Magnet das Besteck von den Tellern, Schüsseln und Gläsern und die Utensilien können gereinigt werden. Die Essensausgabe endet täglich um 14:15 Uhr, doch noch bis 16 Uhr wird sauber gemacht, damit es am nächsten Tag wieder von vorn losgehen kann.

Eines wollte der Küchenchef zum Schluss dann ob der Dimensionen in der Mensa doch noch loswerden: »Wir produzieren nicht. Wir kochen!«

Oma an der Uni

TEXT Ramona Friedl

»Oma! Was machst du denn hier in meiner Vorlesung?« Dass eine solche Frage an der Uni gestellt wird, ist inzwischen nicht mehr unwahrscheinlich. Die Antwort darauf: »Ich bringe dir dein Pausenbrot« schon eher. Immer mehr Rentner erkennen die Vorteile, die das Studentenleben im Alter noch mit sich bringt.

Illustration: Basl

Angehende Rentner haben viele Möglichkeiten. Sie können entweder anspruchsvolle Kreuzworträtsel lösen, den Ehepartner nerven, die Welt bereisen – oder es den Senioren an der Uni Regensburg gleichtun: Sie schnallen sich noch einmal die Arbeitstasche um, packen ihren Notizblock ein und setzen sich in den Hörsaal. Laut dem stellvertretenden Referatsleiter in der Studentenkanzlei, Markus Butz, sind es derzeit 21 Seniorenstudenten, die Vorlesungen besuchen, 15 davon als Gasthörer. Der älteste ist stolze 81 Jahre alt.

Aber warum das alles? Ein Rentnerdasein in den eigenen vier Wänden scheint doch schön gemütlich zu sein. »Mir ist es wichtig, geistig fit zu bleiben«, meint Klaus Dieter Burckstümmer*. Er ist 71 Jahre alt und besucht als Gasthörer Vorlesungen in den Wirtschaftswissenschaften. Ein eher untypisches Fach, denn zwei Drittel der Gasthörer belegen ausschließlich Kurse in Geschichte und Philosophie. Auch seine Motivation, noch einmal zu studieren, unterscheidet sich von den anderen. Denn er will sein Wissen konkret anwenden: »Ich bin in einer Stiftung tätig und dort für das Rechnungswesen zuständig. Außerdem interessiert es mich, die Vorgänge hinter den Aktienkursen zu begreifen und über sozialpolitische und wirtschaftswissenschaftliche Entscheidungen zu debattieren.«

Für Heribert Gotthardt, einen anderen Studenten im Rentenalter, ist »wertefreies Wissen der größte Luxus«. Wissen also, das in Form von Prüfungen keiner Bewertung unterzogen wird. Er studiert sich quer durch die geisteswissenschaftliche Fakultät, von Philosophie bis Geschichte. Dieses Verständnis von Luxus ist gut nachvollziehbar; schließlich muss man sich als Seniorenstudent nicht mehr um die späteren Berufsaussichten in einem der vielen Orchideenfächer sorgen. Völlig unbeeinflusst vom Berufsmarkt und den Aufstiegschancen kann er sein Fach rein nach den eigenen Interessen wählen.

Als Luxus lässt sich auch die Situation der Gasthörer an der Uni Regensburg bezeichnen: Während in München in manchen Studiengängen die Gasthörer von den jungen Studenten getrennt werden, herrscht in Regensburg noch eine bunte Mischung, die auch für Bekanntschaften zwischen den Jungen und Alten sorgt.

»Hier ist Leben, Lachen, Freude«

Heribert erinnert sich, wie er vor einigen Jahren regelmäßig in eine WG junger Studenten eingeladen wurde – »zu hitzigen Diskussionen und bereichernden Gesprächen«. Die damals 20-jährige Manuela Sigg rief diese Treffen vor acht Jahren ins Leben, um »über den Tellerrand des Studiums« zu schauen. Einmal in der Woche, erzählt Manuela, kamen ihre Mitbewohnerin, zwei weitere Studenten in ihrem Alter und Heribert in ihrer WG zusammen. Gesprächstoff lieferten aktuelle politische und gesellschaftliche Themen.

Zwar besucht Heribert heute die WG von Manuela nicht mehr, diskutiert wird dennoch unermüdlich – jeden Dienstag und Donnerstag ist um die Mittagszeit eine Traube von Seniorenstudenten am *Segafredo* beim Audimax anzutreffen. Sieht Manuela den Altersunterschied denn nicht als eine Hürde? »Überhaupt nicht«, versichert sie, »die Interessen sind doch viel wichtiger. Vor allem Heriberts Erfahrung in Wirtschaftsfragen hat unsere Diskussionen bereichert.« Und umgekehrt sind auch die jungen Studenten wertvoll: Ein anderer Senioren-Gasthörer erklärt, das studentische Umfeld ließe ihn wieder jünger fühlen: »Hier ist Leben, Lachen, Freude!«, sagt er begeistert.

Wie allen Gasthörern ist es auch Heribert wichtig, zu betonen, dass er auf keinen Fall den Studenten die begehrten Plätze in so manch überfülltem Hörsaal wegnehmen will. Er erfreut sich daran, das Wissen nur zu seiner eigenen Bereicherung aufnehmen zu können. Zu Semesterbeginn sind die Gasthörer verpflichtet, sich über die Kapazität des Kurses, den sie gerne belegen würden, zu informieren, um Platzengpässe zu vermeiden.

Kurt Schachtler, ein ehemaliger Soldat, besucht nach 25 Jahren Militärdienst nun Vorlesungen in Geschichte und Kunstgeschichte. »Während meiner Arbeit beim Bund, als es die Wehrpflicht noch gab, war ich ständig von jungen Männern umgeben. Ich mag die Bewegung unter den jungen Leuten. Nur dass es hier jetzt auch Frauen gibt, ist für mich natürlich neu«, fügt er lächelnd hinzu.

Als Rentner bleibt einem nicht nur die Option Gasthörer. Natürlich besteht auch die Möglichkeit, sich als regulär Studierender immatrikulieren zu lassen. Sechs Senioren sind an unserer Uni eingeschrieben – drei davon befinden sich dieses Semester im Master, einer promoviert, zwei machen den Magister und der sechste gerade das Bachelorstudium.

Bei dieser Wissbegier braucht man sich also nicht sorgen, dass die ersten Reihen in den Hörsälen plötzlich leer sein werden. Die Seniorenstudenten bleiben der Universität Regensburg auf jeden Fall erhalten und das ist auch gut so. Wer sonst hegt schon ganz ohne Vorbehalte reines Interesse an seinem Studium? Und eine Botschaft bringen sie auch noch mit: Man lernt nie aus!

---

* Klaus Dieter war als einziger bereit, seinen richtigen Namen zu nennen. Alle anderen Namen in diesem Artikel wurden daher von der Redaktion geändert.

Reklame

immer frisch
Lebensmittel Hechtbauer
immer freundlich

im Herzen der Universität Regensburg

Tag für Tag auf's neue:
Heiße Theke
Wurst & Käse
Backwaren
Obst & Salate

Unser Service für Sie:
Briefmarken
Telefonkarten
RVV-Tickets
Wertcoupons

Öffnungszeiten:

immer durchgehend
Mo. – Do. 8.00 bis 18.00 Uhr
Fr. 8.00 bis 16.00 Uhr

in der Vorlesungsfreienzeit täglich
8.00 bis 16.00 Uhr

Lost in Betriebsblindheit

TEXT Katharina Brunner

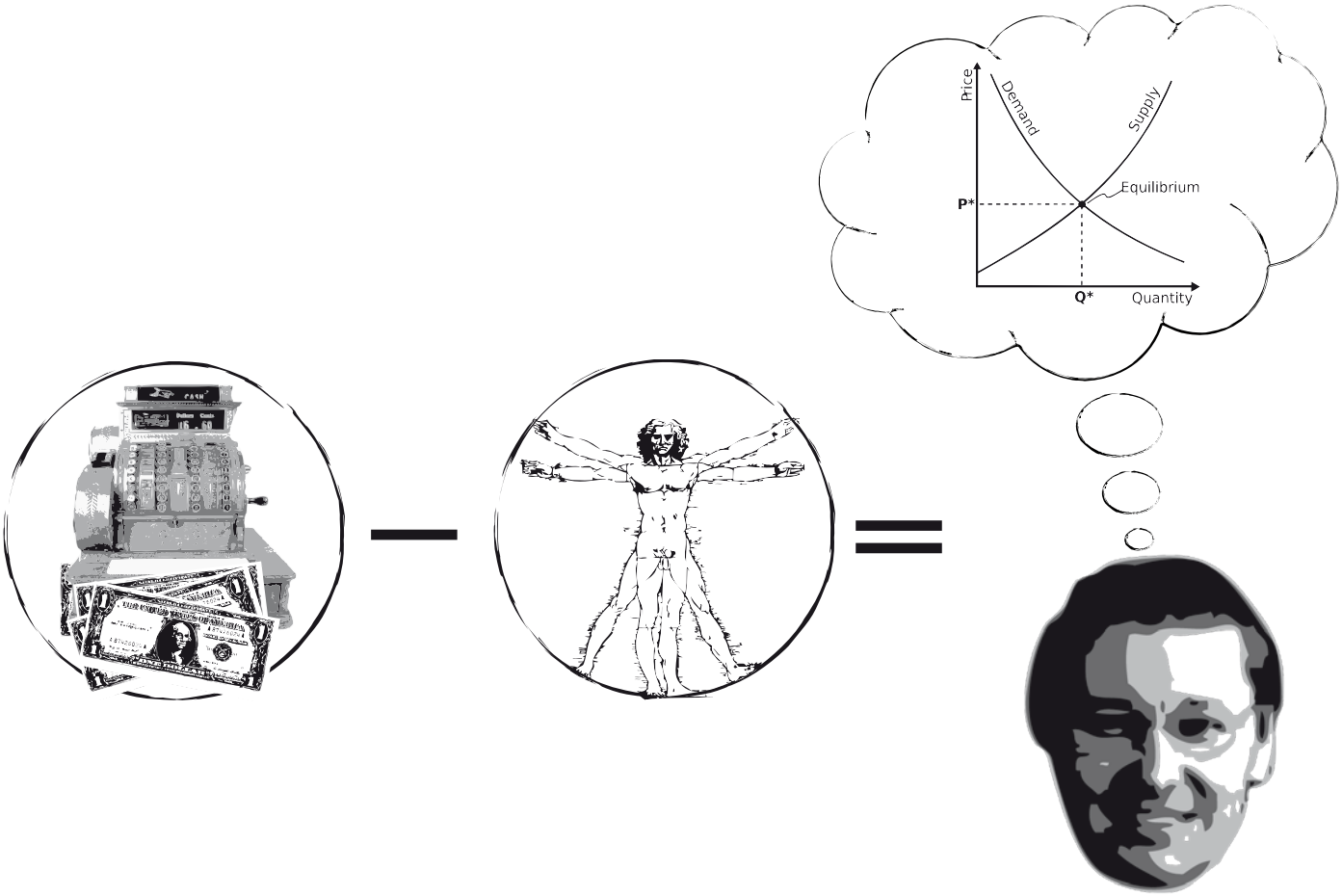


Illustration: Basl / Quelle: SilverStar

Überall ist Wirtschaftskrise, auch an den Universitäten. In mehreren Ländern sind die Studierenden unzufrieden mit der Lehre in den Wirtschaftswissenschaften. Der Verein Lost in Economics hat sich auf die Fahnen geschrieben, dem Fach an der Uni Regensburg neuen Atem einzuhauchen.

In Harvard hat Gregory Mankiw, Koryphäe auf dem Gebiet der Makroökonomie und Autor des Standard-Einführungswerks in diesem Bereich, einen Brief von seinen Studenten und Studentinnen bekommen. Darin bringen sie »ihre Unzufriedenheit mit seiner Vorlesung« zum Ausdruck. In Deutschland haben sich im Netzwerk *Plurale Ökonomik* Studierende zusammengeschlossen, weil sie die »Notwendigkeit einer Neugestaltung der Volkswirtschaftslehre« sehen. In Regensburg warte ich jetzt schon seit zehn Minuten in der Wiwi-Cafete auf Johannes.

Von seinem Facebook-Profilfoto weiß ich, dass er blond ist. Er ist nicht zu sehen, ich schreibe ihm eine Nachricht, noch eine, dann frage ich nach seiner Nummer und eine Viertelstunde später haben wir herausgefunden, dass Johannes Waßmann zusammen mit seinem Kommilitonen Josef Scheidl an der Mensacafete gewartet hat.

Die beiden kommen vom Verein *Lost in Economics*, ihre selbstgewählte Abkürzung ist *LIE*, Englisch für Lüge. »Der Name sollte in erster Linie provokant sein«, sagt Josef, 23 und Bachelorstudent im fünften Semester Volkswirtschaftslehre, fast entschuldigend. Er erzählt, dass es nicht das erste Mal ist, dass er auf den Namen angesprochen wird. Zuerst habe der Slogan *Lost in Economics* fest gestanden, betont er. Die Abkürzung *LIE* sei Zufall.

Die knapp zwanzig Mitglieder des Vereins wollen mehr Praxisnähe, mehr Pluralismus und mehr Interdisziplinarität. Die Kritikpunkte sprudeln nur so aus Johannes und Josef heraus. Regelmäßig treffen sich die Gruppe in einer Kneipe, wo sie dann über aktuelle wirtschaftspolitische und ökonomische Themen diskutiert. Damit auch alle mitreden können, wird das Thema im Vorfeld bekannt gegeben.

Die Kritik von *LIE* deckt sich in weiten Teilen mit einem offenen Brief des Netzwerks *Plurale Ökonomik* an den *Verein für Socialpolitik*, der bedeutendsten Vereinigung für Ökonomen in Deutschland. Das Schreiben fordert Theorienvielfalt statt geistiger Monokultur, Methodenvielfalt statt angewandter Mathematik und Selbstreflexion statt unhinterfragter, normativer Annahmen. 686 Menschen haben den Brief unterzeichnet, unter anderem Johannes, der mir enthusiastisch von *LIE* erzählt.

Interdisziplinäre Vortragsreihen

Der Verein ist ursprünglich aus einem Freundeskreis hervorgegangen. Dementsprechend homogen ist auch die Gruppe: Außer VWLern gibt es noch vier BWLer und einen Politikwissenschaftler. Lange Zeit waren nur zwei Frauen im Verein aktiv, inzwischen gibt es fünf weitere. »Wir würden gerne mehr Mädels dabei haben, aber wie gesagt, es ist wirklich schwer, Frauen dafür zu begeistern«, sagt Johannes, der glaubt, dass sie irgendwie Angst haben bei den Diskussionen den Kürzeren zu ziehen. In Sachen Interdisziplinarität und Vielfalt hat der eingetragene Verein noch etwas aufzuholen, wenn er seinen eigenen Ansprüchen genügen will.

LIE organisiert Vortragsreihen. Im November startete die zweite Staffel mit dem Titel »Gehen wir baden?«, im Sommersemester war die erste Runde zu »Die Krise«. Damals war auch Jürgen Jerger, Professor für internationale und monetäre Ökonomik, mit von der Partie und diskutierte mit Politikprofessor Stephan Bierling über den Einfluss der Volkswirtschaftslehre auf die Politik. »Solche Veranstaltungen sind legitim und werden von uns unterstützt«, sagt Jerger und meint damit sich und sein Kollegium. Bei »Gehen wir baden?« machte Professor Steffen Sebastian den Anfang und referierte über die Immobilienblase in Deutschland. »Damit haben wir auch einen Hardcore-Kapitalisten dabei«, meint Johannes augenzwinkernd über seinen Chef, denn Johannes ist studentische Hilfskraft an Sebastians Lehrstuhl.

Bewusst lädt *Lost in Economics* auch Leute von außerhalb der Wirtschaftswissenschaften ein: Ein Geschichtsprofessor hat schon teilgenommen, genauso wie eine Philosophin und sogar ein Bundestagsabgeordneter. »Die Wirtschaft allein kann keine Lösung bringen«, meint Johannes.

Ein populäres Angriffsziel der Ökonomiekritik – auch von *LIE* – ist die Annahme vom *Homo oeconomicus*, dem rational denkenden Individuum. Das kann Wolfgang Buchholz, VWL-Professor für Finanzwissenschaft insbesondere Umweltökonomie, nicht verstehen: »Die Kritiker reiben sich zu sehr am *Homo oeconomicus* auf.« Das eigentliche Problem liegt für ihn woanders: »Es gibt so etwas wie Betriebsblindheit bei vielen Ökonomen und man kann gewisse ideologische Blickveränderungen beobachten.« Eines will er aber dabei klarstellen: »Das ist keine zwangsläufige Konsequenz von Modelldenken.« Wenn die Realität ausgeblendet wird, liege das an dem Menschen, die mit den Modellen arbeiten. Er rät daher *Lost in Economics*, sich mit der Entwicklung der ökonomischen Profession zu befassen. Und eines sollte man nicht vergessen, sagt Buchholz irgendwann beim Gespräch zwischen H8 und Jura-Bib: »Die Wissenschaft als Ganzes produziert nicht nur Käse. Ich finde die Kritik überzogen.«

Vielleicht liegen Professor Buchholz und die Studenten von *LIE* gar nicht so weit auseinander. Beide Seiten haben in erster Linie nichts am »Was« auszusetzen, sondern am »Wie«.

Und wie wollen die Studenten von *LIE* die Lehre an der Uni ändern? Nach kurzer Beratungspause einigt sich die Abordnung auf mehr Praxis – in der VWL heißt das Diskussionen über aktuelle Themen. »Wir möchten einfach mehr Austausch mit den Professoren und Dozenten«, wünscht sich Johannes. Sie wollen auch Einblicke in andere Disziplinen. Die VWL treffe als Sozialwissenschaft auch auf andere Bereiche wie Politik, Psychologie oder Soziologie.

»Wir wollen auch Marx lesen«

Johannes und Josef scheinen auch bereit zu sein, sich selbst intensiver mit ihrem Studienfach zu befassen. Das Ziel von *LIE* ist eine Veranstaltung zur Ideengeschichte der Wirtschaftswissenschaften im Grundstudium. Wer sich bisher damit befassen will, muss auf die PT-Fakultät ausweichen. Sie fordern auch mehr Seminare. »Wir bekommen alles vorgekaut«, klagt Josef. »Seminare wären nachhaltiger«, glaubt Johannes. Jürgen Jerger lässt den Begriff »nachhaltig« nicht gelten. »Nachhaltig bedeutet in unserem Fach eben Methoden«, erklärt er nach seiner Vorlesung zwischen Tür und Angel und meint damit Modelle. Josef und Johannes sehen das an: »Wir wollen auch mal so was wie Marx lesen.«

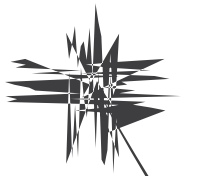
Johannes Waßmann (links) und Josef Scheidel (rechts) in der Wiwi-Mensa. Foto: Brunner

Die Autorin hat den Brief an den Verein für Socialpolitik ebenfalls unterschrieben.

TEXT Simon Feichtmeier

Zündschnur am Dauerbrenner

Inzwischen haben wir uns fast daran gewöhnt, jedes Semester 500 Euro Studiengebühren an die Staatsoberkasse Bayern zu überweisen. Doch die Rufe nach einer Abschaffung sind nie verklungen. Jetzt gibt es den wohl vielversprechendsten Versuch: Unterschreiben bis Ende Januar mehr als 940 000 Menschen in bayerischen Rathäusern wird es einen Volksentscheid geben – wenn nicht die bayerische Regierung zuvor kommt und die Studiengebühren freiwillig abschafft.



Jahrelang war die Abschaffung der Studiengebühren so unrealistisch wie ein Verbot von Bayerns heißgeliebtem Gerstensaft. Dennoch: An Universitäten, am Stammtisch, in den Medien und im Landtag – die Diskussion hat nicht aufgehört. Haben die Studiengebühren nun zu einer Verbesserung der Lehre geführt oder doch nur die soziale Ungleichheit verschärft?

Ihre Meinung dazu können alle Wahlberechtigten in Bayern vom 17. bis zum 30. Januar kundtun: Wer in Rathäusern oder Bürgerbüros für ein Volksbegehren unterschreibt, gibt sich als Gegner der Studiengebühren zu erkennen. Wer es unterlässt, unterstützt den Status quo. In der *Lautschrift*-Umfrage gibt es mit 68 Prozent eine klare Mehrheit gegen Studiengebühren. Nur zehn Prozent sind für die Beiträge, 22 Prozent der über 3000 Befragten können sich nicht entscheiden.

Die Listen in den Rathäusern und Bürgerbüros liegen aus, weil die Freien Wähler 29 000 Unterschriften gegen Studiengebühren gesammelt haben. 27 000 Unterschriften hat das Innenministerium anerkannt – genug, um ein Volksbegehren auf den Weg zu bringen. Der Schritt legt die Zündschnur an ein Finanzierungsmodell, das seit seiner Einführung als politisch umstrittener Dauerbrenner vor sich hinschwelte.

Ziel: 940 000 für die Abschaffung

Der bayerische Innenminister Joachim Herrmann (CSU) hatte den Antrag auf ein Volksbegehren zuerst nicht durchgewunken, sondern an das bayerische Verfassungsgericht übergeben. Nach Ansicht der CSU darf es laut Artikel 73 der bayerischen Verfassung keine Volksbegehren geben, die den Staatshaushalt betreffen. Das würde das Recht des Parlaments, über das Landesbudget zu verfügen, untergraben.

Wissenschaftsminister Wolfgang Heubisch (FDP) gab sich im Vorfeld der Entscheidung noch zuversichtlich, dass das Urteil zu Gunsten der Landesregierung

Wer kann beim Volksbegehren mitmachen?

- Alle wahlberechtigten Bürger können in den Rathäusern und Bürgerbüros ihres bayerischen Erstwohnsitzes mit ihrer Unterschrift zwischen dem 17. und dem 30. Januar 2013 teilnehmen.
- Eine Briefwahl gibt es nicht.
- Wer seinen Hauptwohnsitz nicht in Bayern hat, ist nicht stimmberechtigt.

Wo kann man sich in Regensburg eintragen?

- Bürgerbüro Stadtmitte
- Bürgerbüro Nord
- Bürgerbüro Burgweinting
- Amt für öffentliche Ordnung und Straßenverkehr – Zulassungsstelle

- Weitere Orte unter: ***www.wo-unterschreiben.de***

ausfallen würde. Doch die Verfassungsrichter sahen dies anders und urteilten am 22. Oktober 2012: In Bayern soll es die Möglichkeit für ein Volksbegehren gegen Studiengebühren geben. Die Opposition jubelte und stellte einen Eilantrag zur Abschaffung an die Landesregierung.

Die Koalitionsregierung aus CSU und FDP lehnte wenig überraschend ab, nun liegt die Entscheidung bei den bayerischen Bürgern: Unterschreiben in diesem zweiwöchigen »Begehrstadium« mindestens zehn Prozent der Wahlberechtigen, etwa 940 000 Menschen, muss sich der bayerische Landtag mit den Studiengebühren beschäftigen. Lehnt die Regierung dann eine Abschaffung erwartungsgemäß ab, kommt es zu einem landesweiten Volksentscheid. Eine Entscheidung einer solchen Abstimmung ist als Weisung an den Landtag sofort bindend.

Brisanz gewinnt die Debatte innerhalb der Regierungsparteien, weil im September Landtagswahlen anstehen und der Wahlkampf inoffiziell schon begonnen hat. Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU) verabschiedete sich quasi sofort nach der Entscheidung des Verfassungsgerichts von den Studiengebühren. Am Nutzen habe er schon immer gezweifelt. Der bayerische Staat konsolidiere sich von Jahr zu Jahr mehr und könne dank der guten Haushaltslage gut auf die Gebühren verzichten.

Die FDP hingegen beharrt auf der Abgabe von 1000 Euro pro Jahr. »Die Studiengebühren haben zum hervorragenden Niveau der Hochschulen beigetragen«, sagte Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, FDP-Landeschefin. Eine Krisensitzung blieb ohne Ergebnis. Und so steckt die Regierung mittlerweile in einer Koalitionskrise. Denn die Studiengebühren sind in den Koalitionsverträgen festgeschrieben. Die FDP warf der CSU vor, Koalitionsbruch zu begehen, falls diese gegenüber der Opposition und der Bewegung gegen Studiengebühren einknicken.

Im Sommersemester 2013 zum letzten Mal?

Aber Seehofer will kein Volksbegehren kurz vor den Wahlen, das möglicherweise ein CSU-Projekt kippt. »Entweder schaffen wir die Studiengebühren ab, oder das Volk tut es«, hat er seiner Partei gesagt. Inzwischen gibt es verschiedene Vorschläge, den Zwist beizulegen. Da gibt es zum Beispiel die Möglichkeit der »nachgelagerten Studiengebühren«. Bei diesem Modell werden die über die gesamte Studienzeit angehäuften Gebühren erst beim Eintritt ins Berufsleben verlangt.

Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass das Sommersemester 2013 das letzte Mal sein wird, dass Studierende in Bayern zur Kasse gebeten werden Das hätte natürlich unmittelbare Konsequenzen für die Uni Regensburg, der im laufenden Wintersemester etwa sechs Millionen Euro zusätzlich aus Studiengebühren zur Verfügung stehen. Kein Wunder, dass sich der Pressesprecher der Uni, Alexander Schlaak, stellvertretend für die Universitätsleitung wenig begeistert davon zeigt, dass dieses Geld in Zukunft wegfallen könnte: »Mit den Studienbeiträgen konnte einen Vielzahl zusätzlicher Maßnahmen finanziert werden, die zu einer Verbesserung der Studienbedingungen an der Universität Regensburg beigetragen haben. Ein Wegfallen der Studienbeiträge würde das Ende für diese Initiativen bedeuten«, sagte Schlaak gegenüber der *Lautschrift*.

Falls ein Votum des Volksbegehrens negativ ausfällt oder gar die bayerische Regierung selbst das Ende der sogenannten Campusmaut einläutet, erwartet die Uni »eine adäquate Kompensation durch den Freitstaat« – wie Seehofer sie verspricht. Würde diese nicht erfolgen, könnten viele Verträge mit Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeitern nicht mehr bezahlt werden und auch studentischen Hilfskräften müsste gekündigt werden. Auch neue Lernmethoden müssten eingestellt sowie die Gelder für die Bibliothek verringert werden. Das schließt natürlich auch eine mögliche Verkürzung der Öffnungszeiten mit ein. »Das würde den Lernerfolg der Studierenden stark beeinträchtigen und kann dadurch weder im Interesse der Studenten, der Professoren noch der Politik liegen.«, sagte Schlaak.

Illustration: Basl / Quelle: Bin im Garten

TEXT Anne Kratzer
FOTOS Pia Weishäupl

Heimat, süße Heimat!

Die *Heimat* war wohl eine der außergewöhnlichsten Kneipen Regensburgs – nun musste sie schließen. Die *Lautschrift* hat sie kurz vor dem Ende noch einmal besucht.

Tobi Meier läuft mit einem Tablett durch seine Kneipe und verschenkt Schnaps. Er beginnt in der linken Ecke. Sein Tablett wird leer, er dreht um. Geht ruhig hinter die Bar, füllt auf. Dann kehrt er zurück, dorthin, wo er gerade aufgehört hat, und verteilt vergnügt Stamperl, eines nach dem anderen. Meier, 39 Jahre alt, bärtig, trägt einfache, dunkle Kleidung und ist einer der vier Besitzer der Heimat. Dort wird gerade die zweite Halbzeit des Champions-League-Spiels FC Bayern gegen Valencia gezeigt. Und trotzdem ist fast nichts los, nur noch Heimat-Fans sind hier. Die vom FC Bayern sind vermutlich abgehauen, weil in der ersten Halbzeit die Übertragung nicht funktioniert hat. Meier lacht selbstironisch, als er erzählt, dass der Bewohner über der Heimat schuld ist. Der hatte am Vortag *Kabel Deutschland* zur Reperatur da – und hat danach selber rumgebastelt .

Vom Bordell zur Kneipe

Die *Heimat* ist eine Kneipe an der Donau, nahe der Steinernen Brücke in der Regensburger Altstadt. Heute finden dort Konzerte von Independent-Musikern statt. Davor war hier eine Bar, die hieß *G-Punkt*, sagen die Besitzer der Heimat. Vor ihr gab es viele andere: Fast jährlich wechselte dieses Haus am Fluss seine Besitzer. In den 70er Jahren war es noch ein Bordell. Und alle hier gingen pleite. »Wir zögerten hierher zu kommen, wir hielten das für einen verhexten Ort«, sagt Andy Zorn, Gründer und Besitzer der *Heimat*. Und doch kamen sie Anfang 2008 in das Haus an der Steinernen Brücke. Auf ihr Logo packten sie die Brücke und den Dom. Und sie schrieben »Heimat« darüber. An die Wand eines Hauses, das für niemanden lange eine Heimat blieb.

Bettwäsche aus grau-weißen Rauten

Zorn ist 37 Jahre alt und einer der Geschäftsführer. Er trägt ein Käppie, Springerstiefel, schwarze runde Ohrringe, einen Bart, und – egal ob drinnen oder draußen – einen kurzen schwarzen Mantel, der ein bisschen gräulich schimmert. Das Glänzen wirkt sonderbar, denn Zorn blickt sehr ernst, fast streng. Theoretisch ist er noch Student, tatsächlich aber arbeitet er als DJ und DJ-Lehrer. In Görlitz und Günzburg ist er aufgewachsen, dann nach Regensburg gekommen. Hier fühlt er sich wohl. Regensburg, das ist sein Kiez. In seiner Wohnung – direkt über der Heimat – stehen Stockbetten, da übernachten die Bands. »Mit Bettwäsche aus grau-weißen Rauten«, erklärt Jürgen Schulte von der Indie-Rock-Gruppe *Hurricane Dean* aus Hamburg. Arschgeil findet er das.

Hurricane Dean bezeichnen ihren Stil als »Bright Wave«, die *Orsons* machen Hip-Hop, *Wilhelm Tell me* irgendwas zwischen Indie Wave, Electro und Pop – die Bands, die in der Heimat spielen, sind in ihrer Szene vorn dabei. Das macht die Heimat aus. »Es ist genau die Art Musik, die ich höre, und ich finde es immer wieder krass, dass Livemusik billiger als Kino ist«, sagt Anna. Sie studiert Pädagogik und kommt oft hierher, auch alleine, denn in die Heimat geht man wegen der Musik.

Die Besucher haben einen Halbkreis gebildet. Nicken mit dem Kopf nach vorne. Manche von ihnen halten sich an ihren

Bierflaschen fest, andere an den Gürtelschlaufen ihrer Jeans oder den Trägern ihrer Baumwolltaschen. Blaues Licht strahlt von oben in die Mitte des Raumes, dort spielt die Band . In der *Heimat* gibt es keine Bühne, alle sind auf einer Ebene, alle sind in der ersten Reihe.

Die heimatlose *Heimat*

Gute Livekonzerte sind in Regensburg rar. Vergleichbar wäre vielleicht die *Mälze*, die wird von der Stadt subventioniert, allein 2012 mit 389 000 Euro. Die *Heimat* schafft es ohne Subventionen. Zorn macht bei den Konzerten den Ton, Matt Sledziecki, Zorns Mitgeschäftsführer, das Licht. Oft nehmen sie dafür kein Geld. Wieso denn auch, sie würden ja sowieso herkommen. Manchmal spielen auch die DJs ohne Gage, weil sie Freunde sind. Die Konzerte sind sonntags und montags – Tage, an denen die Bands ohnehin kaum in größeren Städten spielen würden. Außerdem überträgt die *Heimat* Fußballspiele. »Wir sind froh, wenn wir auf Null rauskommen«, sagt Meier.

Es scheinen die Kontakte zu sein, das Zuhause-Gefühl, was die *Heimat* ausmacht. Sicher auch der Idealismus der Besitzer. Ihr Geld holen sie sich in anderen Berufen. Einer ist Lehrer, einer legt in anderen größeren Clubs auf. Es geht hier nicht um Geld, sondern um die Musik. Meier und Zorn sagen, dass sie keine »Weichspülmusik« hier spielen.

Zorn sitzt auf einer Chesterfield-Couch in der Ecke, über ihm verläuft eine Treppe aus Industriemetall und führt in die zweite Etage der *Heimat* – auf eine Art Balkon mit Tischen und Bänken. Dieser Bereich ist mit Metallstangen abgetrennt, hier ist es ruhiger. Das Licht ist meistens rot oder blau, man kann nach unten schauen. Von der Decke hängen an langen Kabeln Kugelleuchten aus Glas herab, dazwischen hängen umgedrehte Ikea-Stehleuchten aus Papier. Darunter der Holzboden, Tische, die Bar. Die *Heimat* sieht erwachsen aus, unkompliziert. Es gibt keine Dekoration, auf dem Tisch liegt eine Salzstangenverpackung, die Möbel sind unauffällig, gehören nicht alle zusammen .

Die meisten Besucher sind zwischen zwanzig und vierzig, man sieht viele Studenten mit Jeans und Sweatshirt, auffällig viele haben Mützen oder Käppies auf. Die Besitzer sind stolz darauf, dass Leute sowohl aus schicken Clubs wie dem *Pony*, als auch aus heruntergekommen Kneipen wie dem *Sax* in die Heimat kommen. Und doch hat die *Heimat* ein Stammpublikum. Eines, das sich jetzt umorientieren muss.

Denn im Januar musste die *Heimat* hier raus. Verantwortlich dafür war unter anderem die Universität Regensburg. Die hatte bisher die Räume der *Alten Filmbühne* in der Altstadt verpachtet. Nun kündigte sie diesen Vertrag, wegen Lärmbelästigung. Die *Alte Filmbühne* weicht aus – in die Räume der Heimat. Deren ursprüngliche Pächter sind die Besitzer der *Filmbühne*, die der *Heimat* die Räume nur unterverpachtet hatten.

Die Eigentümer der *Heimat* wollen einen anderen Ort finden und weitermachen. Vorerst aber ergeht es ihnen wie all ihren Vorgängern hier. Die *Heimat* ist heimatlos.

Der moderne Dämon

Benjamin Feiner

Freitagabend saß ich auf meiner Couch und trieb den bösen Geist Hitlers aus der deutschen Seele aus. Dazu trank ich Rooibos-Tee mit laktosefreier Milch und ließ mich von den markigen Sprüchen des Propagandaministers berieseln.

Er hatte das Profil eines typischen Nazis: das rollende »R«, die großen Worte, martialische Gesten und die streng nach hinten gewachsten Haare. Neu war mir, dass Goebbels wohl Schriftsteller werden wollte, die Fassade des treuen Ehemannes kaum aufrechterhalten konnte. Und an Hitler zweifelte. Beinahe hatte ich Mitleid, als über seinen Klumpfuß berichtet wurde, er war also nicht nur eine Gestalt aus den Geschichtsbüchern, sondern ein Mensch, männlich, kleinwüchsig, mit Fortpflanzungstrieben und Fehlfunktionen.

Dann dramatische Musik, Bilder von toten Soldaten und KZ-Häftlingen in grau-weiß, begleitet von der Stimme des Sprechers. Anschließend im Berliner Sportpalast der »Totale Krieg« vor ausgesuchtem Publikum, das wie auf Kommando jubelte. Und ständig Auszüge aus dem Tagebuch, das zwischen Selbstherrlichkeit und -mitleid hin und her pendelte.

Ich gähnte.

Die Sendung näherte sich ihrem Ende und russische Soldaten präsentierten Goebbels verkohlte Leiche. Endlich tot, Happy End, Schluss mit »Total« und »Ewig«.

Während mein Gemüseeintopf schmorte und ich in meinen Cardigan schlüpfte, wechselte ich das Fernsehprogramm. Himmler, Hess, Eichmann und die Millionen Toten würden von der Vergessenheit verschluckt und in Memoiren und Erzählungen verdaut werden. Bis dahin würde man noch allerlei sinnlose Mythen spinnen und endlose, falsche Empörung heucheln.

Ich saß wieder auf meiner Couch, löffelte den Eintopf aus und wärmte meine Füße mit einem Infrarotstrahler. Heute-Journal-Zeit; die Tragödien des Tages, die real waren, vor denen man mehr Angst haben musste, als vor diesen verwesten Nazi-Fressen.

Ich erinnerte mich an ein Gespräch, das ich vor ein paar Tagen mit einem Kommilitonen in der Mensa geführt hatte. Er hatte sich seinen Gulasch in den Mund geschoben und erklärt, dass ihn das ewige Herumreiten auf Hitler ankotze. Gefährlicher als Skinheads seien schließlich Kinderschänder und Vergewaltiger, »entartete Individuen«; keine Menschen, sondern Monster. Die Todesstrafe müsse man wieder einführen, am besten auch für Drogendealer, Junkies und Rocker. Seine Freunde hatten ihm auf die Schulter geklopft und genickt. Dann hatte er mir ein paar Websites empfohlen und sich wieder auf den Weg gemacht.

Am selben Abend fand ich besagte Gruppe auf Facebook: »Lasst unsere Kinder in Frieden!«

Ich klickte mich von einem Beitrag zum nächsten, las Dinge wie »Sexmonster sollen baumeln!«, las die begeisterten Kommentare von Nutzern, die auf ihren Bildern mit dicken Sonnenbrillen und Fahnen zu sehen waren, eifrig Beiträge schrieben und Musikvideos verlinkten. Ich massierte die Schläfen: Der Kommilitone war nicht allein; oben im Banner zierte das Bild eines Galgens den Spruch: »Für unser Land, für unsere Kinder«.

Als ich ihn vor Kurzem wieder getroffen habe, drückte er mir Flyer einer Demo in die Hand und meinte, ich solle da mal vorbeischauen; wir könnten was verändern, Deutschland und unseren Nachwuchs schützen. Am besten sei aber die Party im Anschluss, Freibier gäbe es dort und Musik. Dann hat er sich eine Zigarette angezündet. Ob er auch an Hitler zweifelt?

Matadora

Kristina Pfister

Es ist still im Raum ohne Aussicht. Nur die Wanduhr tickt.

Der Sekundenzeiger bleibt kurz stehen, der Minutenzeiger springt um, der Sekundenzeiger setzt seine Runde fort.

Es ist zwei Minuten vor zwölf.

Wenn man aus dem Fenster schaut, sieht man Nebel und Beton.

Grau ist der Himmel, ist der Boden, sind die Häuser, sind die Menschen.

Grau ist keine schöne Farbe. Ich weiß nicht mal, ob es überhaupt eine Farbe ist.

Eher ein Zustand.

Ich schaue zurück auf mein weißes Blatt, schwarze Linien, Din A4, Collegeblock.

Das Kratzen der Kugelschreiber meiner Nachbarn zusammen mit dem Ticken der Uhr.

Ab und zu seufzt jemand.

Ich strecke meine Hände, betrachte dunkelrote Nägel, abgekaut, stumpf.

Schabe mit meinem Taschenmesser Nagellack vom Mittelfinger der rechten Hand.

Das Rot bröselt, verteilt sich über die Leere des Blattes vor mir.

Einmal habe ich mich mit der Brotschneidemaschine geschnitten, die Fingerkuppe meines Daumens hing in Fetzen. Das Blut tropfte auf den weißen Fliesenfußboden der Küche und alles, was ich dachte, war, wie wunderschön Rot auf Weiß aussieht.

Zwölf Uhr.

»Noch dreißig Minuten«, sagt die Frau vorne, die ich seit Jahren hasse.

Ihre langen Fingernägel, ihre Pumps, ihre violetten Augen, ihr Kassengestell.

Noch drei Minuten und ich bin raus hier.

Ich lasse den Blick durch den Raum schweifen.

Meine Mitschüler sind Idioten. Rädchen in der Maschinerie.

Das Kratzen der Stifte übers Papier, zusammengekniffene Augen, Buckel vom Schreiben.

A kaut auf ihrer Lippe, B fummelt an seinem Daumennagel herum, C trommelt mit einer Hand auf seiner Skinny Jeans.

Die Frau vorne bemerkt jetzt meinen Blick.

Ich starre sie an, mit schmalen, blitzenden Augen.

Sie deutet auf die Uhr und zieht die Mundwinkel zusammen.

Sie scheint mit den Hufen zu scharren. Ein Stier vor dem Kampf.

Ich wickle meinen roten Schal um meine Schultern und lächle ihr zu.

Matadora.

Die, die tötet.

Die Frau öffnet den Mund.

Sie hat Angst, ich kann es sehen.

Immer wieder zieht sie die rechte Seite ihrer Unterlippe durch die Zähne und sie blinzelt zu oft.

Das ist Unbeholfenheit. Schwäche.

Ich ziehe einen Mundwinkel nach oben, den rechten und sehe die Frau an, ohne zu zwinkern.

Sie schluckt, es gibt ein trockenes, seltsames Geräusch, sie will sagen: Lass das.

Die Frau versucht, ihre Autorität wieder herzustellen.

Aber Autorität ist ein Fremdwort und ich mag keine Fremdwörter.

Später wird sie in Kameras stammeln ...

● ● ●

Lies die Geschichte weiter auf www.lautschrift.org/matadora

Regensburger Lieblingsorte
DIESMAL VON: Monika Buchmeier

Platziert

Foto: Moritz Geier

Es ist ein warmer Augusttag, eine kalte Flasche Club Mate in der einen und meine Freundin an der anderen Hand bin ich mit Freunden auf dem Weg zur nächsten Eisdiele in der Altstadt. Sprechchöre und Trillerpfeifen sind zu hören und werden lauter, je weiter wir ins Stadtinnere kommen. »Oh, die NPD-Demo ist ja heute«, erinnert sich jemand. Der Neupfarrplatz ist voll mit Menschen, bunten Fahnen und Konfetti – erst auf den zweiten Blick ist der kleine weiße Bus zu erkennen, der diesen ganzen Auflauf verursacht hat. Über Lautsprecher auf dem Dach wird die These verkündet, dass ein »Beschützen unserer Heimat« nur durch Stoppen der Einwanderung zu erreichen ist – oder irgendetwas in der Richtung wird es wohl gewesen sein. Zu hören sind durch die »Nazis raus!«-Rufe der Gegendemonstranten aber nur einzelne Wortfetzen.

Wir nähern uns dem Gedränge, das von überraschend vielen und teilweise, aufgrund Bewaffnung, auch ziemlich respekteinflößend anmutenden Polizeibeamten umstellt ist. Viele blasen in Trillerpfeifen, ein älterer Herr steht, vermutlich mit seinen Enkelkindern, am Rande der Menge, jeder in der Gruppe hält ein »Kein Platz für Nazis«-Flyer in die Luft, gleich daneben sitzt ein Mann auf einem Campingstuhl, der ein einfaches braunes Pappschild mit einem aufgemalten Schaltzeichen für Widerstand auf seinen Schoß gelegt hat. Wir gesellen uns dazu und bemerken die von Polizisten umzingelte Sitzblockade um das Nazimobil. Nach einigen Minuten werden die vergeblichen Versuche, durch Lautsprecher die Menge zu bekehren, vollends eingestellt und einige unauffällig bis offensichtlich verkabelte, größere Männer versuchen, sich bemüht unscheinbar in das Meer der Gegendemonstranten einzugliedern.

Als wir uns schließlich auf einen nicht weit entfernten freien Platz an der Treppe der Neupfarrkirche setzen, um das Geschehen beobachten zu können, nähert sich unserer Gruppe ein komplett in schwarz gekleideter Mann. Er ist groß und mit Funkgerät und Knopf im Ohr ausgestattet. Das Gespräch beginnt er mit den Worten: »Und … seid ihr für uns hier oder gegen uns?« Anstelle einer Antwort stehe ich auf und küsse meine Freundin: »Rate.« Er kneift die Augenbrauen zusammen und zuckt mit den Schultern: »Naja, mir doch egal, was ihr macht. Gegen Homosexualität haben wir ja gar nichts.« Dann beginnt er zu erläutern, wogegen er tatsächlich etwas hat – nämlich Einwanderer, die »unsere Heimat und Traditionen« zerstören – muss aber zugeben, dass es mit der Gleichstellung von Schwulen und Lesben doch nicht so weit her ist.

»Ich finde es egoistisch von Homosexuellen, Kinder zu bekommen oder aufzuziehen – ich meine, wer denkt denn da an das Kind? Das wird sein Leben lang in der Schule gehänselt, das ist doch unverantwortlich und man schadet damit seinem Nachwuchs.« Als er damit argumentiert, dass Schwule und Lesben grundsätzlich schlechtere Eltern wären, weil das nun mal so sei, lassen wir ihn entscheiden, ob er ein Kind lieber in einer unsicheren, aber heterosexuellen Familiensituation oder in einer stabilen und verantwortungsvollen, homosexuellen Partnerschaft untergebracht sehen würde. Plötzlich sieht sich Herr NPD doch etwas in die Enge getrieben: »Das kommt natürlich auf den Einzelfall an.« Dann sieht er mir in die Augen und sagt: »Natürlich würden wir es vertreten, dass ihr Kinder adoptieren oder bekommen könnt – wenn ihr normal wärt.«

Aufstehen, gehen, realisieren: Neupfarrkirche, August – auch in einer großen und eigentlich weltoffenen Stadt ist manchmal nicht alles sicher. Zucker: die Sitzblockade verzögert die Weiterfahrt des Busses erheblich, Protestierende verfolgen ihn unter Rufen durch die Altstadt. Normal ist das hier.

Die Icons in der Auswertung der Umfrage auf Seite 36/37 stammen von: The Noun Project (Traurig designed by Tobias F. Wolf; Neutral designed by Tobias F. Wolf; Fröhlich designed by Tobias F. Wolf; Familie designed by Jens Tärning; Zeltlager designed by; Geld designed by Luis Prado; Person designed by Jens Tärning; Bottle designed by Anton Håkanson; Marriage designed by Thomas Hirter; Couple designed by Jens Tärning; Levitation designed by Luis Prado from The Noun Project; Apartment designed by Lemon Liu; Apartment designed by Adam Iscrupe; Clock designed by Dmitry Baranovskiy; Bike Stand designed by Alfonso Melolonta; Train designed by Benjamin Orlovski; Erlenmeyer Flask designed by Emily van den Heever; Newspaper from The Noun Project)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die »Lautschrift« stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.

Wir bedanken uns bei allen, die durch ihr Engagement diese Ausgabe möglichgemacht haben und das Projekt »Lautschrift« unterstützt haben.

Vielen Dank auch an unsere beiden Titelbild-Models Cedric Bassel und Alexander Marokanic.

phonegallery

Gebrauchtes mit Garantie

Ankauf - Verkauf - Tausch

Wir (ver)kaufen gebraucht & neu:

Spielkonsolen
X-Box 360, Playstation 2 & 3 & Wii

Handy
Apple, HTC, Samsung, LG, Nokia

Laptop & Netbook
ab Pentium 4

Tablet PC & iPad

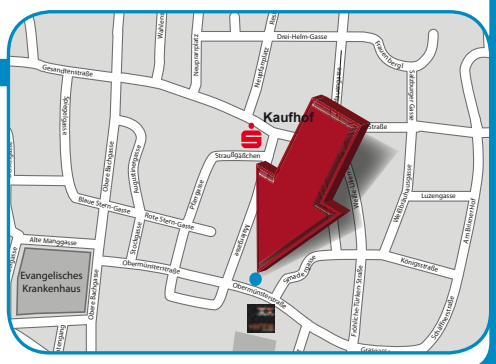
LCD & Plasma TV

Display gebrochen? Handy defekt?

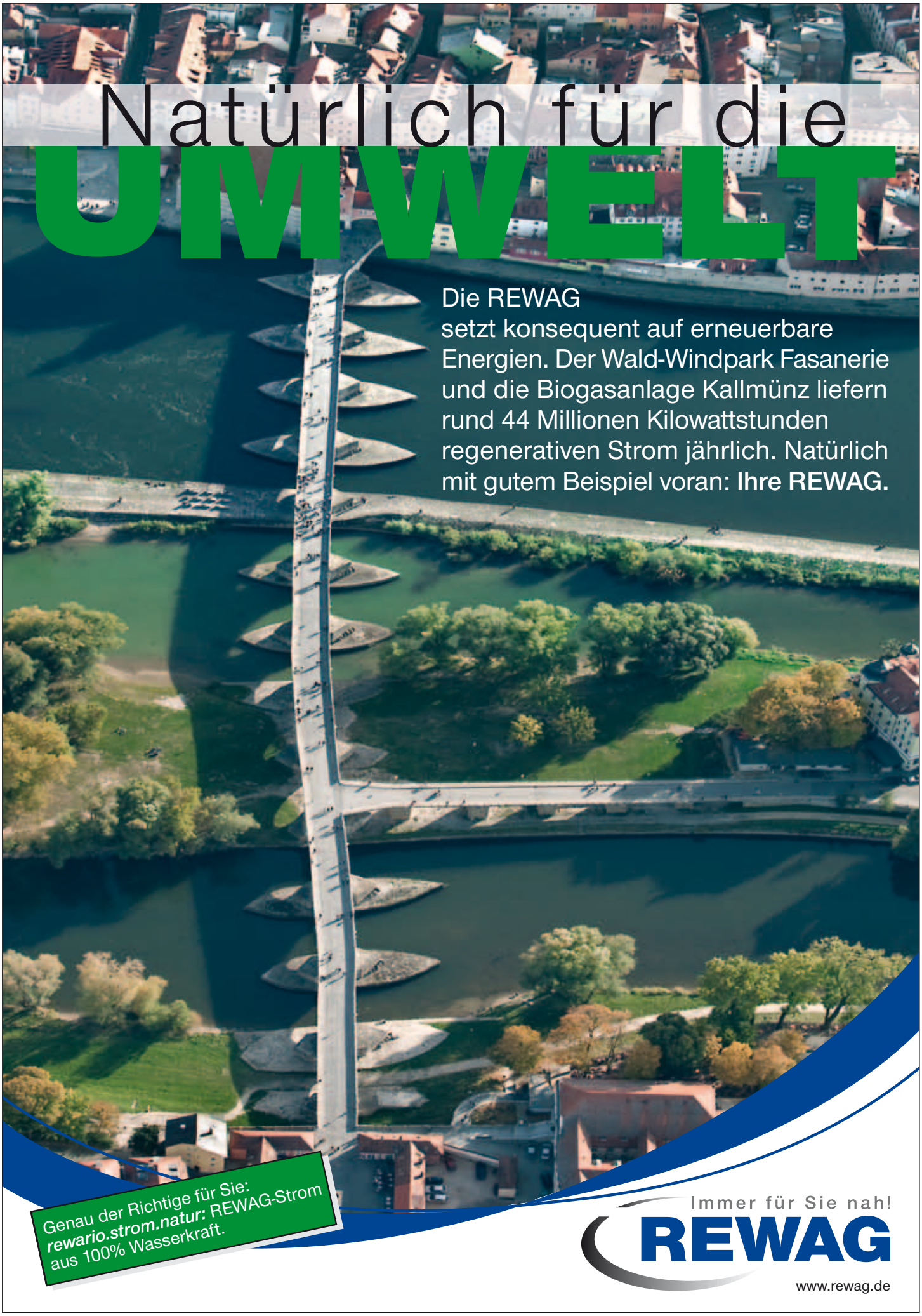
Reparatur folgender Marken:

- iPhone
- HTC
- Blackberry
- Nokia
- Samsung
- Sony Ericsson
- Motorola

Reparaturservice



phonegallery
Obermünsterstr. 11 - 93047 Regensburg
Tel. 0941 5988214 - info@phonegallery.de
Mo-Fr: 10.00 - 13.00 & 14.00 - 18.00
Sa: 10-00 - 16.00


Natürlich für die
UMWELT
Die REWAG
setzt konsequent auf erneuerbare Energien. Der Wald-Windpark Fasanerie und die Biogasanlage Kallmünz liefern rund 44 Millionen Kilowattstunden regenerativen Strom jährlich. Natürlich mit gutem Beispiel voran: **Ihre REWAG.**
Genau der Richtige für Sie:
rewario.strom.natur: REWAG-Strom
aus 100% Wasserkraft.
Immer für Sie nah!
REWAG
www.rewag.de